



Das Waldviertel

NEUE FOLGE 1959 Nr. 9/10

Das Bild auf der ersten Umschlagseite, ein Holzschnitt von Franz Traunfeller, zeigt die Burg Rastenberg.

AN UNSERE BEZIEHER DER ZEITSCHRIFT

Nachstehende Folgen, die von einer befreundeten Bücherei erbeten wurden, sind bei uns restlos vergriffen. Welcher unserer Bezieher kann sie uns gegen Kostenersatz zur Verfügung stellen?

Das Waldviertel, Jahrgang 1953, Hefte 5, 6 und 12

Das Waldviertel, Jahrgang 1954, Hefte 3 und 5

von den gleichen Folgen wird auch die „Waldviertler Heimat“ erbeten.

HEIMATKUNDLICHE ZEITSCHRIFTENSCHAU

NATUR UND LAND, Blätter für Naturkunde und Naturschutz.

Heft 7/8; Inhalt: Dr. Lothar Machura „Zur Grünflächenpolitik in Wien“; „Naturschutz und Fremdenverkehr“; Werbung — ja, aber nicht an der Straße“. Dipl.Ing. Dr. Peter Handel-Mazzetti „Ich sehe den Wald, aber keine Bäume!“. Dipl.Ing. Walter Schauburger „Landschaftsgestaltung am Grünberg bei Gmunden“. Erich Sochurek „Braunbrust- und Weißbrustigel in Österreich“.



NATURKUNDE UND NATURSCHUTZ

Heft 9; Inhalt: Dr. Hildegard und Herbert Tezner „Mit dem Naturschutzbund zu den Plitwitzer Seen, zur Adelsberger Grotte und an die Adria“; Dr. Harald Schweiger „Die faunistischen Zonen von Niederösterreich“; Naturschutz.



UNSERE HHEIMAT, Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich und Wien. Nummer 7/9 1958.

Aus dem Inhalt: Dr. Jakob Baxa „Sophie von Müller (1775—1849)“; Stefan Denk „Neuentdeckte römische Hügelgräber in Winklarn a. d. Ybbs“; P. Emmeran Ritter „Abt Odilo Piazzoll von Göttweig (1749—1768)“; Hans Pemmer „Die Sechskrügelgasse und ihre Bewohner“; Beichte: Gedenktafel am Wiener Wohnhaus von Hans Wagner-Schönkirch; Das verwahrloste Asperrn; Besprechungen und Veranstaltungsprogramm.

Einzelpreis € 6.—
Sanzjährig € 36.—

Druck Buchdruckerei
Josef Faber, Krems
an der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12
Verwaltung Obere
Landstraße Nr. 12

Das
Waldviertel
Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jedes
Monats. Eigentümer
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Verantwortlicher
Schriftleiter Dr. Hein-
rich Kaufner, Stein
an der Donau, Altmu-
talstraße Nr. 108

7. Jahrgang Krems, September—Oktober 1958 Nummer 9/10

DIE GRAPHISCHE KUNST IM STIFTE GÖTTWEIG
Von P. Emmeram Ritter

Mit dem Aufleben der reproduzierenden und vervielfältigenden Künste im XV. Jahrhundert, mit dem Aufkommen und der raschen Entwicklung des Kupferstiches, des Holzschnittes und der Buchdruckerkunst, welche auf das innigste ineinandergreifen, bemächtigte sich der Menschen ein wahrer Drang nach Wissen und Kenntnissen, in dem gleichen Augenblicke, da sich ihnen neue Möglichkeiten boten, diese zu befriedigen. Neben den Nachrichten der Zeitereignisse wollte man am meisten von fremden Gegenden, fremden Ländern, Völkern und Städten lesen und Abbildungen davon sehen. Wir dürfen dabei nicht außer acht lassen, daß damals das Zeitalter der Entdeckungen anbrach, welches die Neugierde und die Phantasie der Menschen auf's Höchste anregte.

Im Zeitalter des Humanismus erwachte sodann das Interesse für die Sammlung von Kunstgegenständen jeder Art. So richteten die Stiftsprälaten, um es den Adligen gleich zu tun, zu Beginn der Barockzeit sogenannte „Kunstkammern“ ein mit solchen Sehenswürdigkeiten, künstlerischen, naturwissenschaftlichen Objekten, aber auch mit Münzen, Waffen und sonstigen Raritäten.

Im Stifte Göttweig war es dem aufgeschlossenen Abte Gregor Heller (1648—1669) vorbehalten, den Grundstein für eine graphische Sammlung zu legen. Abt Karl Stengelius von Ahausen an der Brenz in Württemberg hatte 1638 in seinem Werke „Monasteriologia Benedictinae“, die erste graphische Abbildung Göttweigs — ein Bild Göttweigs in Öl, sowie zwei Abbildungen im „Göttweiger Rotelbuch“ entstanden um 1630 — gebracht. Diesen Kupferstich des Stengelius übernahm Merian und benützte ihn für sein Werk „Topographia Austriae“, 1649 erschienen, mit der Aufschrift „Closter Ketwein“.

Das XVII. Jahrhundert bedeutet für die Kupferstichkunst be-

kanntlich eine glänzende Epoche. Die Zeit liebte pompöse Darstellungen, meist in Verbindung mit Allegorien. Große Prachtwerke mit Dedikationsblättern, welche das Porträt des hohen Protektors und dessen Besitz in architektonischer Umrahmung und umgeben von allegorischen Figuren vor Augen führten, kamen in Mode. So entstanden fast von allen österreichischen Klöstern solche Prachtdarstellungen. Abt Gregor Heller berief 1667 den Münchner Kupferstecher Matthäus Küsel und ließ von ihm nach einer Zeichnung von Matthäus Managetta Göttweig und Umgebung in drei Teilen stechen. Die drei Kupferplatten wurden übrigens erst kürzlich wieder gefunden. Abt Gregor widmete das Blatt zum Jahreswechsel den vier Landständen, den Prälaten, Herren Rittern und der Bürgerschaft des Erzherzogtums Österreich unter und ober der Enns, 1668. Dem Beispiele Göttweigs folgten alsbald auch andere Klöster. So entstand noch im gleichen Jahre 1668 eine Darstellung von Guttenstein durch Mauritius Lang, von Mauerbach zwischen 1647—1678 durch Benedikt Spillmann, von Zwettl 1670 durch Georg Chr. Eymart, Klosterneuburg um 1686 durch J. M. Lerch usw. Noch in den letzten beiden Lebensjahren erwarb Abt Gregor auf dem Tauschweg für das Göttweiger Blatt von Küsel eine kleine Anzahl Kupferstiche mit Darstellungen von Schlössern und Städten.

Bekanntlich bereicherte Abt Gregor Heller auch die Bibliothek mit vielen wertvollen Werken, besonders solchen, in denen sich Gravüren befinden. So kaufte er nicht weniger als acht Handschriften, darunter „Bairisches Landrecht“ vom Jahre 1518 mit schönen Federzeichnungen. Unter den von ihm erworbenen Inkunabeln befinden sich vier mit Holztafelabdrücken und fünfzehn mit Holzschnitten, bezw. Kupferstichen, so „Ptolomai cosmographia“ 1490 mit Abdrücken der ersten Kupferplatten, und „Schatzbehälter“, hrsg. von Kobinger in Nürnberg 1491 mit 95 Holzschnitten von M. Wohlgemuth. Unter den nach 1500 datierten Werken, die er anschaffte, sind vor allem zu erwähnen die Lutherische Bibel (Nürnberg) mit Holzschnitten von Hans Springinklee, Erhard Schön und Albrecht Dürer. Außerdem ein Neues Testament, deutsch von Luther (Nürnberg 1522) mit Holzschnitten von Lukas Cranach.

Von den beiden Nachfolgern des Abtes Gregor Heller, nämlich Sebastian II. Eder (1669—1672) und Johannes von Dizent (1672 bis 1689) ist bezüglich der graphischen Sammlung nichts bekannt. Erwähnenswert ist aus dieser Zeit nur, daß die „Topographia Austriae inferioris“ 1672 erschienen, die bedeutende Arbeit Georg Matthäus Vischer, Pfarrer von Leonstein in Oberösterreich, für die Bibliothek angekauft wurde und eine Bereicherung der Sammlung bedeutet. In diesem Werk befindet sich auch eine Abbildung des „Closter Koetwein“.

Auch Abt Berthold Mayer (1689—1713) hat sich nicht als Sammler betätigt. Er berief lediglich während seiner Regierungszeit den kaiserlichen Hofkupferstecher Johann Andreas Pfeffel nach Göttweig und ließ von sich ein Porträt in Kupfer stechen. Pfeffel war 1674 in Bischoffingen geboren, auf der Akademie in Wien zur Ausbildung und galt als einer der besten Kupferstecher seiner Zeit. In Wien arbeitete er zusammen mit Christian Engelbrecht.

Als eigentlicher Gründer des graphischen Kabinetts ist jedoch der große Restaurator Göttweigs Abt Gottfried Bessel (1714—1749) anzusehen, der neben seinen vielen anderen Schöpfungen im Rahmen eines Kunstkabinetts eine bei 20.000 Nummern zählende Gravürsammlung errichtete. Seine wiederholten Reisen durch Italien und Deutschland — war viermal in Rom — und sein ausgedehnter Wirkungskreis als churmainzischer Offizial gaben ihm Gelegenheit, Natur- und Kunstprodukte aller Art zu sehen, seinen Geist und Geschmack zu bilden und vorteilhafte Verbindungen zu schließen. Diese benützte der kunstsinnige Mann, nachdem er im Jahre 1714 Abt des Stiftes Göttweig geworden war, um zahlreiche und gute Gravüren zu erwerben. Obwohl beim Ankauf größerer Partien von Graphiken, ja sogar ganzer Kabinette, manches unbedeutende oder doppelte Stück dabei war, so zeigt doch die ganze Sammlung, daß Gottfried Bessel mit Kenntnis und Umsicht gesammelt hat. Die meisten und bedeutendsten Stücke erwarb er von der Deutschen Schule, wie Martin Schongauer, Israel von Mecheln, Albrecht Dürer, Johann Ulrich Pilgrim, Lukas Cranach, Hans Leonhard Schäuuffelein, Albrecht Altdorfer, Hans Holbein, Augustin Hirschvogel, Theodor de Bry, Künstlerfamilien Kilian, Merian, Küsel, Sandrart, Mathias Scheits, Hainzelmann, Carl Gustav Amling, Johann Weigel (Trachtenbuch mit 208 illuminierten Holzschnitten), Georg Philipp Rugendas, Johann Georg Bergmüller, Johann Andreas Pfeffel, Gustav Adolf Müller, Schmutzer, Johann Christoph Böcklin, Kilian Ponheimer u.a. Gegen viertausend Gravüren kaufte er von der niederländischen Schule, darunter sehr wertvolle Blätter eines Lukas Huygens van Leyden, Hieronymus Cock, Peter Breughel, der Künstlerfamilie Sadeler, Simon Frisius, Willem van Niculandt, Anton van Dyck, C. Bleker, Paul Rembrandt van Ryn, Adrian van Ostade, Peter Schenk u.a. Ungefähr 3000 Graphiken, welche Bessel anschaffte, gehören der italienischen Schule an, darunter große Kostbarkeiten eines Agostino de Musi (Venetiano), Giovanni Jacopo Caraglio, Luca Bertelli, Joseph Nikolas Baldrini, Martino Rota, Ottavia Leoni, Bartolomeo Cav. Cariolano, Giovanni Benedetto Castiglione, Pietro Santi Bartoli, Domenicus Cunego, Andra Adriani u.a. Während in seiner Sammlung nur wenige und minder gute französische Meister vertreten sind, wie Gerard Andran, Jakob Callot,

Claude Mellan, Henri Manperche, Abraham Bosse, Robert Nanteuil, beachtete er die englische Schule überhaupt nicht. Ebenso eifrig wie er Gravüren an sich erwarb, bereicherte er auch die Bibliothek mit Werken, in denen sich kostbare Holzschnitte, Kupferstiche und Federzeichnungen befanden.

Wie aus dem Briefwechsel dieses großen Kunstfreundes hervorgeht, stand er bezüglich der graphischen Sammlung mit vielen hohen Würdenträgern, aber auch mit Künstlern selbst, in ständiger Verbindung. So verdankt er vor allem seinem Schwager, dem kurfürstlichen Mainzischen Kammerrat Bockleth in Erfurth, dem Würzburger Geistlichen Rat Georg Joseph Bockleth, dem Mecklenburgischen Hofmarschall Baron von Eichholtz so manche graphische Kostbarkeit der deutschen, niederländischen und französischen Schule. Wie aus einem Schreiben vom 7. XII. 1733 hervorgeht, bittet und beauftragt Gottfried Bessel den Abt Amand von St. Jakob in Bamberg, wegen Gravüren, Münzen, Büchern und Antiquitäten nachzufragen und für ihn zu erwerben. Am 23. VI. 1738 bietet Johann Baptist Arner, Jusprofessor zu Eichstätt, aus dem Nachlaß des verstorbenen Mainzer Kurfürsten Graf Schönborn alte Bücher und Graphiken an. Es ist anzunehmen, daß Bessel den Nachlaß seines Wohltäters und Freundes, des Kurfürsten Schönborn übernommen hat, stand er doch zeitlebens mit der ganzen Schönborn'schen Familie in enger Verbindung.

Die schönen Blätter der italienischen Schule verdankt Bessel zweifellos seinem in Rom 1724 verstorbenen Bruder, dem Kirchenpolitiker Dr. Franz Bessel, der selbst eifriger Sammler war, und seinen Besitz Abt Gottfried vermacht hatte. Wie auch aus dem Schreiben des näher nicht bekannten churmainzischen Gesandten Regatsnig an Bessel vom 15. IV. 1719, aus Venedig hervorgeht, macht ihn dieser auf einen Gelegenheitskauf von Graphiken aufmerksam.

In einem Schreiben Bessels vom 5. V. 1728 an den Mecklenburgischen Hofrat Verpoorten gibt er diesem Weisungen, wie der königliche Hofkupferstecher Johann Wolfgang (gestorben 1748) zu Berlin das Titelbild des „Chronicon Gottwicense“ machen soll. Er bestellt 1500 Titelblätter. Interessant wegen des Preises ist dabei das Antwortschreiben Verpoortens an Bessel vom 6. VI. 1728, in Neustadt aufgegeben, in welchem er berichtet, daß 10 Titelblätter 2 fl. oder 1 Reichstaler kosten. Abt Gottfried stand aber auch mit der Künstlerfamilie Wolfgang in direkter Verbindung, was das Vorhandensein fast aller graphischen Arbeiten dieser bedeutenden Augsburger Familie beweist. Außerdem ist einem Schreiben Wolfgangs an Bessel vom 27. IX. 1729 aus Berlin zu entnehmen, daß dieser für die 500 Titelblätter des Chronicon, sowie für 500 nicht näher be-

zeichnete Gravüren einen Beitrag von 12 Reichstaler 12 Kreuzer fordert.

Im Jahre 1730 beauftragt Gottfried Bessel den Zeichner und Kupferstecher Martin Bernigeroth aus Leipzig (gestorben 1733), der als Porträtstecher einen Namen hatte, ihn zu porträtieren. Bernigeroth hatte im Laufe seines Lebens nahezu 1600 Porträts gestochen und gezeichnet. Seinen Blättern fehlte es übrigens nicht an richtiger Zeichnung und Geschmack. Leider aber arbeitete er hauptsächlich um des Geldes wegen, was seine Arbeiten verschiedentlich oberflächlich machte. Der Stich mit der Darstellung Bessels ist leider infolge der Kriegsereignisse verloren gegangen. Es befindet sich jedoch ein Exemplar in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien.

Im Jahre 1732 gab Bessel zwei, den Maurinern bisher unbekannt gebliebene Briefe des hl. Augustinus heraus, die er in dem Göttweiger Kodex Nr. 33 aus dem 12. Jahrhundert als erster entdeckte. Der erste, als zweiter Brief an Optatus von Mileve adressiert, handelt von der Natur und dem Ursprung der Seele, der zweite an Petrus und Abraham von den Strafen der ungetauften Kinder. Zur Illustrierung dieses Buches berief er den bekannten Kupferstecher Johann Andreas Schmutzer, der zwölf symbolische Darstellungen aus dem Leben des hl. Augustin schuf. Die Kupferplatten sind heute noch erhalten.

Wie allgemein bekannt, blühte unter Kaiser Karl VI. die Baukunst gewaltig empor. Mit dem Kaiser wetteiferte der ganze Adel und die Geistlichkeit in der Aufführung neuer und im Umbau der alten Schlösser und Stifte. Selten sah Österreich eine ähnliche glänzende Bauära wie damals. Die Namen der beiden Fischer von Erlach, Lukas von Hildebrand und Salomon Kleiner, als der Hauptarchitekten dieser Zeit sind unsterblich geworden. Sie alle legten ihre Entwürfe in großen Bildwerken oder Einzelkupfern nieder, wobei das bauwissenschaftliche Moment mehr oder weniger stark betont ist. So stach 1719 Salomon Kleiner im Auftrage Bessels den grandiosen Bauplan Lukas von Hildebrands für den Neubau des Stiftes, nachdem ein furchtbarer Brand 1718 das alte Stiftsgebäude in Schutt und Asche gelegt hatte, in zwei Grundrissen. Bessel hatte den churmainzischen Baumeister Kleiner, der nicht nur ein hervorragender Architekt, sondern auch ein für seine Zeit bedeutender Kupferstecher war, in Mainz kennengelernt. Er schuf auch fünf Ansichten, so wie das Stift aussehen würde nach der Vollendung des Planes, von den Himmelsrichtungen aus gesehen. Sonderbarerweise war bei der Aufstellung des graphischen Kabinettes 1845 durch Pater Vinzenz Werl kein einziges Exemplar davon mehr vorhanden. Es gelang diesem jedoch von einem Glasermeister, namens Niklas in Krems,

die fünf Phantasieansichten käuflich zu erwerben. Auch die Innenansichten, Kunstkabinett, sowie der Holzaufzug und die Wasserleitung sind interessante Arbeiten Salomon Kleiners. Er starb als Professor für Baukunst am Theresianum in Wien 1759.

Eine Folge von sechs Stichen von G. Merz nach E. Werner auf Grund des Hildebrand'schen Prospektes, und zwar ein Prospekt gegen Osten mit der Wassermaschine, Prospekte gegen Süden, Westen und Norden, ein innerer Prospekt und ein zweiter von M. G. Crophius nach E. Werner, entstanden um 1740.

Es ist von Interesse, daß die graphische Sammlung angeschafft wurde, ohne die Stiftskasse zu belasten. Abt Gottfried Bessel nämlich bezahlte von seinem Gehalt als Verordneter des Prälatsstandes und dem Verschleiß seines Werkes „Chronicon Gottwicensis“. Deshalb findet sich auch in den Rentamtsrechnungen kein Kreuzer als Ausgabe für Gravüren.

Selbstverständlich sorgte Bessel auch für eine geeignete Unterbringung seiner wertvollen Kunstschatze. Die im ersten Stock des Südostturmes gelegene Turmstube und deren Vorraum richtete er als Kunstkabinett ein. Der helle achteckige Raum war auch dazu bestens geeignet. In fünf großen Regalen fanden die 204 großen weißen schweinsledernen Buchschachteln, die Bessel für die Sammlung der Graphiken von einem Kremser Buchbindermeister anfertigen ließ, Aufstellung. Wie dem Inventar von 1749, nach dem Ableben des Abtes Gottfried, zu entnehmen ist, befanden sich damals in jedem Bande rund achtzig Gravüren. Die Blätter wurden lose in die Buchschachteln gelegt. Summarische Verzeichnisse, die zugleich mit der Aufstellung angefertigt wurden, sind heute noch vorhanden. Außerdem wurde auf dem Rücken eines jeden Bandes mit Goldschrift die Schule, der die Gravüren angehören, vermerkt.

Während sein Nachfolger Odilo Piazzoli (1749—1768) mit Ausnahme eines Porträts, welches Franz Leopold Schmittner, ein Schüler von Adam Schmutzer in Wien, in Kupfer gestochen hat, und einer Bleistiftzeichnung, befindet sich im n.ö. Landesarchiv (altes Schloß). 1764 nach Joseph Rosa, kopiert von Kutschera, nichts zur weiteren Vergrößerung des graphischen Kabinetts beigetragen hat, machte der gelehrte Abt Magnus Klein (1768—1783) weitere Erwerbungen, von rund 200 graphischen Arbeiten. Außerdem berief er den Kupferstecher Klemens Kohl, ebenfalls einen Schüler Schmutzers, zu Wien, um für sein historisches Werk „Notitia Austriae antiquae et mediae“ 1781 erschienen, das prächtige Titelblatt zu zeichnen und in Kupfer zu stechen.

Am Ende des XVIII. Jahrhunderts entstanden jene schönen, von Kunstsammlern hochgeschätzten Kollektionen kolorierter Kupferstiche, welche nach Aufnahmen von Karl Schütz und Lorenz Janscha,

Johann Ziegler in einfacher Umrißmanier gestochen hat. Diese kaufte Abt Anselm Feldhorn (1784—1798). Vom genannten Künstler Johann Ziegler ließ er außerdem 1790 einen kolorierten Stich mit der Ansicht Göttweigs nach Lorenz Janscha machen.

Leider brachte die napoleonische Zeit den Stiftungssammlungen großen Schaden. So raubte im Jahre 1809 der Württembergische Hauptmann Freiherr von Gaisberg, der im Stifte einquartiert war, 199 der besten graphischen Arbeiten unseres Kabinetts, darunter 14 Kupferstiche und 18 Holzschnitte Albrecht Dürers, 4 Holzschnitte von Lukas Cranach, 11 Kupferstiche von Schongauer, 5 Stücke von Lukas van Leyden, alle 34 Waterloo, 25 Rembrandt, 3 Caldara, 3 Castiglione, 7 Kupferstiche nach Raffael, 12 nach Rubens, dann die einzigen Stücke von Mignard, Moine, Hern, Bega, Gerard und Mieryeld, die vorhanden waren. Das Protestschreiben des Abtes Leonard Grindberger (1798—1812) blieb unbeantwortet. Unter diesem Prälaten entstand übrigens 1800 ein kolorierter, unbezeichneter Stich, Stift Göttweig darstellend.

Erst Abt Altmann Arigler (1812—1846) erwarb wieder neue Stücke, rund 500 Graphiken, darunter die schönen Lithographien, die Wiener Kunstvereinsblätter und anderes, vor allem Stücke aus der englischen Schule. Da er ordentliches Mitglied des Wiener Vereins zur Förderung der bildenden Künste war, wurde ihm für seine Verdienste um die graphische Kunst am 21. III. 1837 eine Urkunde mit allegorischen Randverzierungen, gezeichnet von Joseph Schmutzer, auf Stahl geätzt von Leopold Beyer, gewidmet. Auch Patres des Stiftes sammelten kunstsinnig, so vor allem Pater Odilo Klama, der 13 Blätter von Rembrandt dem Kabinett zueignete. Sehr viele und schöne Stücke gab Pater Hieronymus Feuerböck, der als Hofmeister in Wien Gelegenheit hatte, gute Arbeiten zu erwerben. Dem Pater Petrus Gall ist es auch zu verdanken, daß Williams Hogarths Kupferstiche, kopiert von Ernst Ludwig Riepenhausen von Göttingen, welche 1794—1835 in sechzehn Lieferungen erschienen, angekauft wurden.

Groß ist auch die Zahl der Darstellungen Göttweigs aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. 1814 entstand ein kolorierter Stich von Köpp von Felsenthal. Für das „Malerische Taschenbuch“, 1816 erschienen, von Sartori, schuf Johann B. Pfitzer einen Stich. 1820 entstand eine Tuschzeichnung, unbezeichnet; 1819 eine Lithographie nach J. Alt; 1826 eine Lithographie von Kunike nach J. Alt aus „Donauansichten“; um 1825 ein Stich, unbezeichnet; um 1830 eine Lithographie, unbezeichnet; 1838 ein Stich von Lorenz Neumayer nach J. Hollensteiner aus „Schweickhardt, Topographie des V. O. W. W.“; 1835 ein Stich von Fr. Geißler nach Theodor Ender aus Hartleben „Panorama der österreichischen Monarchie“; 1840 ein

Stich nach J. Alt; und eine Lithographie, unbezeichnet; 1842 neun kleine Bleistiftzeichnungen auf Papier mit Ansichten des Stiftes, eine bezeichnet: S. B.; um 1850 eine Lithographie von Sandmann nach J. Alt.

Nachdem einmal die Sammlung ins Leben gerufen war, regte sich natürlich Lust und Eifer zum Genusse und entsprechend auch das Bedürfnis eines vermittelnden Kataloges. Die noch aus der Zeit Gottfried Bessels stammenden summarischen Verzeichnisse, nach denen die Gravüren in die bekannten vier Schulen geschieden und in alphabetischer Ordnung zusammengefaßt waren, genügten den Ansprüchen nicht mehr. Da faßte im Jahre 1837 Pater Petrus Gall, der damals Professor für Moral und Erziehungskunde an der theologischen Hauslehranstalt des Stiftes Göttweig war, den Entschluß, die Gravürensammlung kritisch zu revidieren und erschöpfend zu ordnen. Zu diesem Zwecke schrieb er Stück für Stück nach der bestanden Lage in beiläufig hundertfünfzig Bögen nach und aneinander auf, machte aber leider durch diese Art des Konzeptes, auf dessen Grundlage hin, einen besseren Einteilungsplan unmöglich und selbst unter Beibehaltung des alten Systems, eine vollständige Ordnung äußerst schwer. Nach einigen Jahren gab er es ganz auf und legte das Konzept zur Seite.

Mit dem Entschlusse, es zu vollenden, übernahm am 4. XI. 1845 Pater Vinzenz Werl das Konzept des Paters Petrus Gall und übernahm die Arbeit nach eigenem Plane, aber mit steter Berücksichtigung des von seinem Vorgänger überlassenen Resultates. Die Aufzeichnungen von Pater Petrus waren wohl zur schnelleren Erkenntnis der graphischen Arbeiten, zur Richtigkeit des Urteiles über diese und zur Evidenzhaltung sehr förderlich, aber in allen übrigen Beziehungen waren sie ganz unbrauchbar. So blieb dem Pater Vinzenz nichts anderes übrig, als jedes Stück neuerdings zu revidieren und zwar jedes auf ein eigenes Blatt, wenn die bessere Ordnung, nach den Graveurs bewerkstelligt und die Sammlung so dargelegt werden sollte, wie sie der gegenwärtige Katalog zeigt. In einem Bericht über seine Arbeit schreibt Pater Vinzenz: „Für den kritischen Wert des Kataloges kann ich die Versicherung zweimaliger ausnahmsloser Autopsie jedes Blattes und fleißiger Benützung einschlägiger Werke geben!“

Pater Vinzenz teilte den Katalog in elf Sektionen, deren erste die deutsche Schule mit 11.680, die zweite die Niederländische mit 4415, die dritte die italienische mit 1693, die vierte die französische mit 2032 und die fünfte die englische Schule mit 121 Nummern enthält. Zu jeder Schule führte er die Graveurs chronologisch geordnet und jedes Künstlers Werke als abgeschlossenes Ganzes auf, speziell geordnet nach den Materialien, auf denen der Meister arbeitete. Die

Reihe der Graveurs jeder Schule schließt ein besonderes alphabetische Verzeichnis derselben. Die Katalogsnummer jedes Stückes schrieb er nebst dem Namen des Künstlers auch auf das angezeigte Exemplar. In der VI. Sektion erwähnt Pater Vinzenz die leider nur unbedeutenden Handzeichnungen der Sammlung. In den folgenden Sektionen führt er aus, wie folgt: Die VII. gibt das alphabetische Verzeichnis der Mappen, die VIII. zeigt kurz die vorzüglichsten Bildwerke der Bibliothek auf, die IX. enthält den alphabetischen Generalindex aller Graveurs. Während die erste Sektion den ganzen ersten Band füllt, enthält der zweite Band die Sektionen zwei bis neun. In einem dritten Bande wünschte Pater Vinzenz die zehnte und elfte Sektion unterzubringen. In der zehnten wollte er einen alphabetischen Index der Inventoren, welche nicht selbst Graveurs eines angezeigten Stückes und soweit sie ihm bekannt waren, zusammenstellen. Ferner, weil Porträts einen Hauptbestandteil der Göttweiger Sammlung ausmachen, wollte er dieselben in alphabetischer Ordnung aufführen in der elften und letzten Sektion. In dieser Abteilung wären dann die regierenden Kaiser und Könige, Fürsten unter ihres Landes Namen, die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte unter ihrer Sitze Namen, die übrigen Personen unter ihren Familiennamen, und nur ausnahmsweise, wenn nicht genügend vom Drucker rubriziert, manche unter Tauf- und Klosternamen zu suchen gewesen. Leider aber kam es zu diesem dritten Bande nicht mehr. Pater Vinzenz Werl wurde am 20. VIII. 1847 zum Subprior von Szalavar in Ungarn ernannt. Bedauerlicherweise hat Pater Vinzenz nicht die Heiligenbildchen und die Miszellanea verzeichnet.

Nicht vergessen werden darf, was Pater Vinzenz in einem Schreiben dankbar erwähnt, nämlich daß der Göttweiger Kleriker Frater Gilbert Stein von Nordenstein ihn bei der Aufstellung des Kataloges tatkräftig unterstützt hat.

Pater Vinzenz Werl schließt seine für das graphische Kabinett so verdienstvolle Arbeit mit dem Wunsche, daß eine günstige Zukunft einerseits die Sammlung vermehren, andererseits seinen Katalog vervollkommen möge. Beides aber traf nicht ein. Bekanntlich tauchte um die Mitte des XIX. Jahrhunderts die Photographie auf, die in den Sechzigerjahren nach Überwindung der anfänglichen Schwierigkeiten schon imstande war, ganz bedeutende Aufnahmen von Objekten und Landschaften zu liefern. An die Stelle der Panoramen und Serien von Kupferstichen, Lithographien und Stahlstichen traten jetzt die photographischen Albums. Seit den Fünfzigerjahren hatte aber auch das Illustrationswesen einen kolossalen Aufschwung genommen. Es entstanden illustrierte Journales, welche durch reiche Bebilderung die Neugierde der Leser nach jeder Richtung befriedigten.

Eine weitere Etappe, bei welcher das allgemeine Interesse anlangte, war die Ansichtskarte, die sich von einer viel belächelten Spielerei schon bald zu einem ernst zu nehmenden, pädagogischen, kulturellen und künstlerischen Faktor entwickelt hat.

Durch diese neuen Erfindungen schwand das Interesse an den graphischen Sammlungen in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts nahezu völlig. So geriet auch das Göttweiger Kabinett nach dem Tode des kunstsinnigen Paters Vinzenz Werl (16. XII. 1861) nach und nach in Vergessenheit. Weitere Nachrichten liegen nicht vor.

Als für Österreich und damit auch für das altehrwürdige Stift Göttweig 1938 der große Kreuzweg begann, erinnerten sich die Nazis der Kunstschatze dieses Hauses. Nachdem am 20. April 1939 das Stift aufgehoben worden war, übernahm das Museum der Stadt Krems 1941/42 unter anderen auch die gesamte graphische Sammlung und ließ sie nach Krems bringen. Hier wurden die nicht im Katalog eingetragenen Blätter, namentlich Doppelstücke, Stahlstiche, Steindrucke und Blätter mit photochemischen Erzeugungsverfahren katalogisiert.

Mit der Befreiung Österreichs von der Hitlerherrschaft im Jahre 1945 kam Göttweig wieder an seine rechtmäßigen Besitzer zurück. Da das Stift jedoch ganz ausgeplündert war und auch durch Kriegshandlungen in seiner Umgebung, wie durch seine Verwendung als Militärquartier nicht ohne Schaden blieb, vollzog sich der Wiederaufbau nur langsam. Im Jahre 1949 wurde die graphische Sammlung nach Göttweig zurückgebracht. Nicht weniger als 482 Gravüren, darunter 274 von der deutschen, 51 von der niederländischen, 7 von der italienischen, 72 von der französischen Schule und 78 Doppelstücke büßte die Sammlung durch die traurigen Ereignisse ein.

Da das graphische Kabinett des Stiftes Göttweig bisher so gut wie unbekannt und unbenutzt geblieben ist, wird in Hinkunft die wertvolle Sammlung durch graphische Ausstellungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. So ist denn zu hoffen, daß dieser große Schatz des Stiftes seine verdiente Würdigung finden wird.

MATHIAS STURMBERGER, EIN HORNER BILDHAUER DER BAROCKZEIT

Von P. Gregor Schweighofer, Stift Altenburg

Das „Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler“ (Thime-Becker, E.d. 32) nennt Mathias Sturmberger „Holzbildhauer in Horn“ und bringt* auch ein (unvollständiges) Verzeichnis seiner Werke in Nieder-Nondorf, St. Marein, Gars-Thunau und im Stifte

Zwettl. Dazu erfahren wir noch, daß er in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts gelebt hat. Mehr nicht. Da Sturmberger auch für die Altenburger Stiftspfarr St. Marein gearbeitet hat, und im Stiftsarchiv noch der Originalvertrag aufliegt, habe ich mich darangemacht, dem Lebenslauf und dem Gesamtwerk dieses Bildhauers etwas nachzugehen.

Laut Sterbematr. der Pfarre Horn starb der „Burger und Bildthauer“ Mathias Sturmberger am 5. März 1691 im Alter von 39 Jahren. Die der Eintragung beigefügten Buchstaben „JMJ“ lassen vermuten, daß Sturmberger Mitglied der Bruderschaft „Jesu-Maria-Josef“ war. Was sonst noch in den Horner Pfarrbüchern über die Familie Sturmberger zu finden ist, ist enttäuschend wenig. Seine Gattin Anna Katharina gebar ihm am 16. Dezember 1675 ein Töchterlein, das von der Planker Müllerin Anna Margaretha Pöhm zur Taufe getragen wurde und den Namen Anna Maria erhielt. Die Kleine starb bereits am 19. Februar 1676. Über das Schicksal der zweiten Tochter, der am 11. Mai 1678 geborenen Eva Maria, fehlt jede weitere Nachricht. Der einzige Sohn Sturmbergers, der am 8. Juni 1680 geborene Johannes Anton, wandte sich dem geistlichen Beruf zu und wir treffen ihn 1723 als Kaplan in Waidhofen an der Thaya. Aus den Akten des St. Pöltner Konsistorialarchives geht hervor, daß Anton Sturmberger in Wien Moral studiert und von Kardinal Kollonitsch auf den Tischtitel des Grafen Hoyos als Herrschaftsbesitzer zu Horn die Priesterweihe empfangen hatte. Die gleiche Quelle charakterisiert Anton Sturmberger durch die Bemerkung, daß er seinen Namen nicht verdient habe, da er „friedlich und schwächlich“ gewesen sei. Da Mathias Sturmberger keinen weiteren Sohn gehabt hat, starb also die Horner Sturmberger Linie mit dem genannten Anton Sturmberger aus.

Mathias Sturmberger ist nicht in Horn geboren, es fehlt im Pfarrarchiv auch jeder Hinweis, woher er zugewandert sein könnte. Auch geheiratet hat er nicht in Horn. Wir können also lediglich vermuten, daß er sich um 1674 in Horn niederließ. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir erfahren, daß am 31. Mai 1673 der bekannte Horner Bildhauer und Ratsbürger Caspar Leisering gestorben war, sodaß also das „Bildhauergewerbe“ in Horn vakant geworden war. Sturmberger übernahm daher die Konzession und das künstlerische Erbe des hochangesehenen Stadtbildhauers Leisering, der sogar durch 2 Jahre Bürgermeister der Stadt gewesen war (1651—1652).

Aus der ersten Zeit Sturmbergers in Horn kennen wir nur die zwei Statuen der Heiligen Nikolaus und Jakobus, welche Sturmberger 1675 in die Nikolauskirche zu Nieder-Nonndorf geliefert hat. Dr. Paul Buberl, der Verfasser des 8. Bandes der Österreichischen

Kunsttopographie (Die Denkmale des politischen Bezirkes Zwettl, 1911) bezeichnet sie als „tüchtige Arbeiten“ (S. 358 und 360). Jedenfalls scheint sich Sturmberger mit dieser Arbeit im Zwettler Bezirk gut eingeführt zu haben, denn wir treffen ihn in den folgenden Jahren sehr häufig im Zwettler Zisterzienserstift. Den ersten großen Auftrag erhielt er am 24. Oktober 1678. Er umfaßte 16 Steinstatuen (Moses, Aaron, Noe und David; die vier Weltteile; die 4 Jahreszeiten; die vier Sibyllen; jede 4½ Schuh hoch samt den dazugehörigen Postamenten und Symbolen) und 6 Wappenlöwen. Von allen diesen bis 1680 gelieferten Skulpturen sind im Stifte Zwettl nur mehr 2 Wappenlöwen vorhanden, welche derzeit beim Tor des Konventgartens aufgestellt sind. Sie zeigen die Wappen des Hauses Österreich, des Landes Niederösterreich und der Stadt Zwettl. Alle anderen Figuren sind spurlos verschwunden. Besser erging es den 2 Engeln, welche Sturmberger auf Grund eines neuen Kontraktes vom 16. Mai 1679 zu meißeln hatte. Wir finden sie auf den geschwungenen Turmgiebeln der erhöhten Eckbauten des Prälatenhofes. Außerdem befinden sich im Stifte Zwettl noch 2 Sandsteinfiguren der Heiligen Bernhard und Stephan, die ebenfalls Sturmberger zugeschrieben werden und wohl um 1680 entstanden.

Mathias Sturmberger war also keineswegs nur „Holzbildhauer“, wie das Künstlerlexikon angibt, denn alle nach Stift Zwettl gelieferten Figuren waren aus Stein, u.zw. aus Zogelsdorfer Sandstein. Verbindungen Sturmbergers mit Eggenburgs Umgebung beweist auch die Tatsache, daß er sich als Taufpatin für seine 2. Tochter die Eggenburger Bürgerin Eva Steinböck gewählt hat.

Die nächsten uns bekannten Arbeiten lieferte Sturmberger abermals in das Stift Zwettl. Am 4. Juli 1685 verhandelte Abt Kaspar Bernhard (1672—95) mit ihm wegen der Dreifaltigkeitsgruppe, welche er vor dem Kirchenportal aufstellen wollte. Sturmberger lieferte sie im Frühjahr 1686, doch wurden auch diese Figuren bei dem Kirchenumbau im 18. Jh. entfernt.

Am 16. April 1686 unterschrieben Abt Kaspar und Sturmberger einen neuen Vertrag über 2 Statuen für 7 Leidensstationen vor dem Eingang zur Stiftskirche. Der Bildhauer lieferte sie im Dezember 1686, doch wurden auch diese Stationen 1734 entfernt, bzw. durch große Reliefs mit den sieben Geheimnissen vom Leiden und Sterben Christi von Jakob Schletterer ersetzt. Von dem ganzen großen Auftrag existieren nur mehr 2 Statuen der Heiligen Maria und Johannes, welche das große Holzkruzifix in der Turmhalle flankieren.

Ob die Immakulata am Fußwege zwischen dem Stifte und der Stadt Zwettl unserem Meister zuzuschreiben ist, ist nicht ganz si-

cher. Dafür spricht, daß sie einst im Konventgarten des Klosters stand und erst 1718 an ihrem jetzigen Platz aufgestellt wurde.

Zieht man das Facit aus den genannten großen Aufträgen des Stiftes Zwettl, so erhält man das merkwürdige Ergebnis, daß von etwa 50 gelieferten Steinfiguren kaum sieben erhalten geblieben sind.

Besser erging es der großen „Arbeit nacher den St. Mareinerischen Gotteshauß“, welche Mathias Sturmberger dem Abte Raimund Regondi von Altenburg laut Kontrakt vom 31. December 1685 zugesagt hatte. Der Kontrakt hat folgenden Wortlaut:

„Heundt zu Enndt gesetzten Dato ist zwischen dem würdigen Closter Altenburg und H. Matthias Stuermberger, burgerlichen Bildthauer zu Horrnn folgender Contract ausgericht wordten, daß Er Bildthauer hernach specifierte Arbeit fleißig unndt sauber verfürttigen solle, also zwar, daß wofehrn in einen oder andern sollte Fähler gefundten werdten, das Closter auch nit zu der gedingten Summa solle verbundten sein. Herentgegen aber, wan alles recht verfürttiget, versprochen wir ihme

Erstlichen vor die 2 große Bildter als Benedictus unndt Scholastica, der jedes 6 Schuech hoch, vor den Schuech bringt	36 fl
Item 3 andtere Bildter als Catharian, Barbara unndt St. Michael, deren jedes 4 Schuech, das andtere aber 3 Schuech, den Schuech per 2 fl, bringt	22 fl
Item 2 Engl, jeden per 3 fl, bringt	6 fl
Item: 4 Capitell sambt den zuegehörigen Laubern, vor eines 3 fl, bringt	12 fl
Item 2 große Blindtfigl sambt dem großen Schildt mit erhebtten Laubern, per	24 fl
Item vor die Zierathen auf den obern Corpus	6 fl
Item vor die Zierathen auf den Fueß unndt Porthen, per	10 fl
Item sein wegen der Blindtfigl unndt Auszüg auff die 6 Seitenaltäre gedüngt wordten	40 fl

Solches zu mehrerer Becrefftigung seint zway gleichlauttende Contract aufgericht vnndt mit beederseith Insigl becrefftiget wordten. Actum Closter Altenburg den 31. December 1685.

LS.

Raimundus Abbt
zu Altenburg m.p.

LS.

Mathias Sturmberger,
Bürger und Bildthauer
in Horrnn.“

Soweit der Wortlaut des Vertrages. Das vereinbarte Gesamthonorar betrug 156 Gulden. Auf dem im Stiftsarchiv Altenburg erliegenden Originalvertrag sind anschließend auch die geleisteten Abschlagszahlungen vermerkt. Sturmberger erhielt:

1685, 31. Dezember	30 fl
1686, 31. Juli	20 fl
1687, 23. März	10 fl
11. Juli	30 fl
30. Juli	12 fl
„Item weillen die Engl größer als sie gedingt, gemacht wordten, über die Dingnus geben“	6 fl
23. August	12 fl
9. September	26 fl
24. Oktober	10 fl
6. November „in völliger Bezahlung“	6 fl.

Wir können daraus nicht nur entnehmen, daß Sturmberger an diesem Werk fast 2 Jahre gearbeitet hat, sondern auch, daß die Altenburger sich anscheinend laufend von dem Fortgang der Arbeit überzeugt und ihre Abschlagszahlungen nach den fertiggestellten Details eingerichtet haben. Die im Vertrag genannten Blindflügel für die 6 Seitenaltäre sind nur mehr teilweise vorhanden. Da sie aber gleichartig ausgeführt waren, spielt dies für die Beurteilung des Gesamtwerkes keine große Rolle.

Durch die umfassende Restaurierung des Kirchenraumes im Jahre 1957, während welcher auch der Hochaltar und die Seitenaltäre renoviert wurden, erhielten Sturmbergers Arbeiten wieder ihren alten Glanz. Die Restaurierung wurde gerade noch zur rechten Zeit durchgeführt, um die durch Wurmfraß stark beschädigten Statuen und das zarte Rankenwerk des Hochaltares („die Lauber“) vor dem gänzlichen Zusammenbruch zu retten. Nach dem gegenwärtigen Stand der Sturmbergerforschung dürfen wir den St. Mareiner Hochaltar mit Recht als das Hauptwerk des Meisters betrachten, der um diese Zeit wohl auf dem Höhepunkt seines Schaffens angelangt war.

Aus der Dreieichener Wallfahrtsgeschichte ist uns bekannt, daß auch die dortige Gnadenstatue Sturmberger zugeschrieben wird. Die Tradition erzählt, daß die Drillingseiche mit dem wächsernen Vesperbild Weinbergers „um 1675“ nach einem Blitzschlag verbrannt sei. Da im folgenden Jahr die angebrannten Eichenstümpfe wieder zu grünen begannen, betrachtete man dies allgemein als Wunder. Es heißt, daß sich der Horner Bürgermeister Sebastian Friedrich der Sache angenommen habe und ein neues Vesperbild aus Lindenholz herstellen ließ. Da Sebastian Friedrich von 1685 bis 1688 Bürgermeister war, wäre der Vorgang in diese Zeit zu verlegen. Daß Sturmberger den Auftrag erhielt, kann kaum bezweifelt werden, da auch die Statue selbst dafür spricht. Bei dieser Gelegenheit sei jedoch darauf hingewiesen, daß das auf dem St. Mareiner Hochaltar befindliche Mutter-Gottes-Bild nicht von Sturmberger stammt, sondern bedeutend älter ist.

In den folgenden Jahren scheint Sturmberger hauptsächlich für die Garser Kirche gearbeitet zu haben. Am 10. Februar 1686 schlossen die beiden Garser Kirchenväter Jakob Arbeitlang und Simon Neumeister in Gegenwart des Dechants Johann Ernst mit dem Bildhauer einen Vertrag, in welchem sich der Meister verpflichtete, ein Kruzifix von 16 Schuh Höhe und dazu 2 Figuren der Schächer mit 5½ Schuh Höhe bis Pfingsten des Jahres zu liefern. Als Honorar wurden 30 Gulden und 1 Thaler als Leitkauf vereinbart. Die Steinplastiken wurden am Kalvarienberg bei der Kirchenstiege aufgestellt, wo sie sich heute noch befinden. Die Zahlung erfolgte am 30. Mai 1686. In den Jahren 1688 und 1689 erhielt Sturmberger weitere Zahlungen aus der Garser Kirchenkasse, doch sind die entsprechenden Verträge nicht mehr vorhanden.

Das Siegel Sturmbergers zeigt sowohl auf dem Altenburger wie auf dem Garser Vertrag einen gewappneten Mann mit einem Speer in der rechten Hand.

Damit schließt sich langsam der Kreis der bekannten Sturmbergerwerke, doch ist anzunehmen, daß in Horn und Umgebung noch manche Plastik des Meisters zu finden sein müßte. Zuzuschreiben sind ihm wohl auch die beiden Statuen Mariä und Johannes, welche 1956 vor dem Eingang zur Feststiege des Stiftes Altenburg aufgestellt worden sind und wohl einst zu einer Kreuzigungsgruppe gehört haben. Als letztes Werk möchte ich das Horner Torwappen nennen, welches im neugestalteten Park vor der Horner Bezirkshauptmannschaft Aufstellung fand und von welchem sich ein Gegenstück im Höbarthmuseum befindet. Der von Silva-Tarouca festgestellte „spanische“ Einfluß in der Gestaltung dieser Wappen ist wohl nicht von der Hand zu weisen, doch kommt dieses Element sicher nicht von Sturmberger selbst, sondern eher von einer Zeichnung oder einem Modell, das dem Meister für diese Arbeit zur Verfügung gestellt wurde.

Es ist schwer, und ich wage es darum auch nur mit Vorbehalt, über Mathias Sturmberger als „Künstler“ ein Urteil abzugeben. Er gehört wohl in jene Gruppe genialer Handwerker, wie sie uns in der Barockzeit auf Schritt und Tritt begegnen. Es waren dies Männer, welche als einfache Lehrlinge begonnen und sich mühsam nach den Vorschriften der alten Zunftordnungen bis zum Meister durch- und emporgearbeitet haben. Denken wir, um ein Beispiel zu nennen, an den großen Baumeister Josef Mungenast, der niemals Architektur studiert oder eine Akademie besucht hat. Er war Jakob Prandtauers „Polier“ und später noch, als er längst selbständig war, wurde er unter Kollegen noch immer „der Maurerjosef von St. Pölten“ genannt. Gewiß waren diese Handwerker mehr als bloße Erzeuger von Massenartikeln oder reine Kopisten. Ihre geradezu unheimliche

Phantasie verbunden mit einer virtuosen Gestaltungskraft, ihr Sinn für Proportion und die stilvolle Einordnung des Details in das Ganze eines Kunstraumes und nicht zuletzt ihre Selbstdisziplin hat sie herausgehoben aus der Masse ungezählter Arbeitskollegen, deren Namen heute längst vergessen sind. Wir erfahren nicht selten, daß sie bei großen Aufträgen nicht selbstherrlich und nach eigenem Gutdünken voringen, sondern sich von anderen großen Meistern Pläne anfertigen oder sogar Modelle herstellen ließen. Wieder darf hier Mungenast als Beispiel dienen, denn er baute den prachtvollen Turm und den Hochaltar der Zwettler Stiftskirche nach den Zeichnungen bzw. Modellen des Klosterneuburger Architekten Mathias Steinl. Was hindert uns daran anzunehmen, daß auch Sturmberger gelegentlich nach fremden Zeichnungen oder Modellen gearbeitet hat? Anders ist der gewaltige und in die Augen springende Qualitätsunterschied der Sturmbergerarbeiten kaum erklärlich. Während wir die Statuen der Gottesmutter und des Johannes sowohl in Zwettl als auch in Altenburg als nicht sehr hochstehende und sogar „derbe“ Arbeiten bezeichnen müssen, tritt uns in Nieder-Nondorf und St. Marein eine Zartheit und Beschwingtheit entgegen, welche nicht nur großes handwerkliches Können voraussetzt, sondern überdies künstlerische Fähigkeiten überdurchschnittlicher Art.

Wenn wir uns nach dem Gesagten nochmals den Vertrag des Künstlers mit Abt Raimund Regondi von Altenburg vor Augen halten und sehen, wie darin jedes Detail des aufzubauenden Altares benannt und bewertet wird, so kann kein Zweifel bestehen, daß bei Vertragsabschluß eine genau proportionierte Zeichnung, wenn nicht sogar ein Modell des Altares, vorlag. Die Frage ist nur, ob diese Zeichnung von Sturmberger selbst hergestellt wurde, oder aber, ob eine solche vom Abt vorgelegt wurde. Ich würde für die zweite Variation eintreten, die auch durch den ganzen Tenor des Vertrages nahegelegt wird. Wird doch in der Einteilung desselben ausdrücklich davon gesprochen, daß das Kloster sich zu keiner Zahlung herbeilasse, falls der Bildhauer „Fehler“ mache. Etwas Ähnliches, die Vorlage eines Entwurfes oder Modells, muß auch bei den Horner Torwappen angenommen werden, wodurch sich das auffällige „spanische“ Element völlig zwanglos erklärt.

Abschließend möchte ich nochmals auf den Ausdruck „Holzbildhauer“ des Künstlerlexikons zurückkommen. Das Material „Holz“ scheint Sturmberger tatsächlich mehr gelegen gewesen zu sein als der Sandstein. Während die Steinplastiken des Meisters, soweit sie noch vorhanden sind, durchwegs als „geringere“ Arbeiten zu bewerten sind, können wir den Ausdruck Dr. Buberls für die Nieder-Nondorfer Plastiken „tüchtige Arbeiten“ auf alle Holzplastiken ausdehnen. Es scheint sogar, daß wir es hier irgendwie mit einer

„Horner Tradition“ zu tun haben, denn auch Kaspar Leuserings Größe liegt auf dem Sektor „Holzbildhauerei“, wie der schöne Altar der Horner Stefanskirche oder das prachtvolle Chorgestühl im Stifte Altenburg zeigen. Leider scheint diese Horner Tradition mit dem Tode Sturmbergers erloschen zu sein.

GEPLANTE GEMEINDEZUSAMMENLEGUNGEN IM POLIT. BEZIRK KREMS (1905)

Von Dr. Heinrich Rauscher

Die k. k. n.ö. Statthalterei gab am 19. Dezember 1904 Zl. XVI.—5826/10 in einem Erlaß an alle Bezirkshauptmannschaften des Landes bekannt, daß eine Zusammenlegung von Ortschaften angestrebt werde, nachdem der n.ö. Landtag in seiner Sitzung vom 11. November 1904 in dieser Angelegenheit eine Resolution gefaßt hatte.

In dieser Resolution heißt es: Der n.ö. Landtag ist davon überzeugt, daß eine gute Gemeindeverwaltung sehr wesentlich von der zweckmäßigen Gestaltung der einzelnen Ortsgemeinden abhängt und da bisher getrennte Ortsgemeinden, die durch Verbauung förmlich zusammengewachsen sind und das äußere Bild einer Ortschaft zeigen, in eine Ortsgemeinde vereinigt werden sollten. Der n.ö. Landtag beauftragte den Landesausschuß, im Einvernehmen mit der Statthalterei diese Vereinigungsaktion in Fluß zu bringen und die freiwillige Vereinigung der in Frage kommenden Orte und Gemeinden nach Kräften zu fördern. Weiters beabsichtigt der Landtag die Einbringung einer Gesetzesvorlage in der nächsten Session, die eine zwangsweise Vereinigung vorsieht, wenn die gewünschten Vereinigungen auf nicht gerechtfertigte Hindernisse stoßen sollten.

Zur Begründung dieser Absichten wird gesagt: Die Konstituierung der Ortsgemeinden nach 1849 wurde ohne jeden leitenden Gedanken und ohne Rücksicht auf praktische Verwaltungsbedürfnisse ziel- und prinzipienlos durchgeführt. Dies erkennt man drastisch aus der Studie des Archivdirektors Dr. Starzer „Die Konstituierung der Ortsgemeinden Niederösterreichs“ (1904). Der Landtag ist davon überzeugt, daß einzelne Gemeindegebiete derzeit zu Ortsgemeinden gehören, die ihren Verwaltungspflichten hinsichtlich jener Gebiete nicht voll gerecht werden können, die durch Hauptkommunikationen oder Wasserstraßen z. B. durch die regulierte Donau von der Muttergemeinde abgetrennt wurden oder die durch Verbauung mit einem nähergelegenen Hauptort zusammengewachsen sind.

Die Statthalterei beauftragte die Bezirkshauptleute, sich mit dem Inhalt der Studie Starzers vertraut zu machen, soweit ihr Bezirk darin berührt wird.

Eine Beratung bei der Statthalterei am 9. Jänner 1905, die das weitere Vorgehen und die Vorschläge der Bezirkshauptleute behandelte, brachte als Ergebnis, daß in jedem Bezirk ein Vereinigungsplan aufgestellt werden und von einem eigenen Komitee beraten werden soll. Das Ergebnis soll im Herbst 1905 in Wien vorgelegt werden. Bei den Vereinigungsverhandlungen soll mit allem Vorbedacht und mit Rücksichtnahme auf bestehende Vereinigenommenheiten der Bevölkerung vorgegangen werden. Die wichtigsten Motive, nämlich Verbau- und Leistungsfähigkeit der Gemeinden, sollen nie außer Acht gelassen werden. Die Gemeindegrenzen sind möglichst dem natürlichen Terrain und den bestehenden Kommunikationen anzupassen.

Im Zusammenhang mit dieser Vereinigungsaktion sollten auch die Verhältnisse der Gemeindebeamten geregelt werden, deren fakultative Prüfung eingeführt, dafür ein Leitfaden verfaßt und eine Altersversorgung geschaffen werden (Statthalterei Zl. XVI—187/4 vom 18. Jänner 1905).

Am 1. September 1905 befahl der Kremser Bezirkshauptmann Dr. Stahl allen Gemeinden seines Verwaltungsbezirkes mit Ausnahme von Elsarn am Jauerling, daß jeder Gemeindeausschuß darüber abstimmen soll, ob er prinzipiell eine Vereinigung mit einer Nachbargemeinde und mit welcher anstrebe. Die Sitzungsprotokolle oder Abschriften davon sind an die Bezirkshauptmannschaft einzusenden.

Die Pläne und Protokolle wurden von den Bezirksgerichten gesammelt und eingesandt. Nur das Bezirksgericht Gföhl meldete am 30. Jänner 1905, daß die Abtrennung der Katastralgemeinde Eisengraben von Eisengraberamt als selbständige Gemeinde oder ihre Vereinigung mit Jaidhof wünschenswert sei. Die übrigen Bezirksgerichte Krems, Langenlois, Mautern und Spitz meldeten, in keiner Gemeinde bestehe das Bedürfnis nach einer Änderung in der Einteilung bei den Orts- und Katastralgemeinden.

Interessant sind die Gründe und die sprachlichen Formulierungen der Ablehnung bei einzelnen Gemeinden. Eisengraberamt will sich keiner Gemeinde anschließen, hat aber nichts dagegen, wenn sich eine andere Gemeinde ihr anschließen will. Allentschwendt wird nie eine freiwillige Vereinigung mit einer Nachbargemeinde erstreben. Eisenbergeramt lehnt eine solche ab, weil es ohnehin zu den größten Gemeinden des Bezirkes gehört. Jaidhof erklärt entschieden, „daß die Gemeinde selbständig und in eigener Verwaltung bleibt“. Ladings will durch eine Vereinigung mit einer anderen Gemeinde nicht in Streitigkeiten geraten. Litsch- und Wurthenthalergraben erklären, eine Vereinigung mit einer anderen Gemeinde bringe keinen Vorteil, sondern nur Schwierigkeiten und

Nachteile. Tautendorferamt bemerkt zur Ablehnung, die Gemeinde habe 19 km Ausdehnung, 94 Häuser, 600 Einwohner und zahle 7289 K direkt Steuer, sei also eine der größten Gemeinden des Gföhler Bezirkes.

Im Gerichtsbezirk Krems lehnte Gneixendorf ab, weil es in den letzten Jahren eine neue Schule und eine Wasserleitung gebaut hatte und sich der Ort hoffentlich in den nächsten Jahren vergrößern werde. Haitzendorf war „entschieden“ gegen eine Zusammenlegung mit einer anderen Gemeinde. Unter-Loiben wird eine solche unter keiner Bedingung durchführen. Ober-Rohrendorf, das schon am 13. Mai 1900 das Einverständnis mit einer Zusammenlegung der Orte Ober- und Unter-Rohrendorf und Landersdorf ausgesprochen hatte, stand auch jetzt noch auf diesem Standpunkt, aber Unter-Rohrendorf war dagegen. Senftenberg war mit Stimmenmehrheit geneigt, mit der Nachbargemeinde Senftenbergeramt eine freiwillige Vereinigung einzugehen. Stein hat eine Beschlußfassung am 27. Oktober 1905 vertagt und wich damit einer Entscheidung aus, die nur negativ ausfallen konnte. Stratzing sagte, es sei gut arrondiert und groß genug.

Im Gerichtsbezirk Langenlois erklärte Plank, es werde nie eine freiwillige Zustimmung geben, weil die ohnehin stark belasteten Gemeinden noch weit mehr belastet würden und weil wegen der weiten Entfernung von den Nachbargemeinden eine regelmäßige Amtierung kaum möglich wäre. Auch Schiltern befürchtete, daß durch eine Vereinigung noch größere Verwaltungskosten entstehen würden. Straß hatte für eine Vereinigung nicht das mindeste Interesse, da dafür kein Grund vorliege.

Mitter-Arnsdorf wäre bereit, sich mit Ober-Arnsdorf zu vereinen. Am entschiedensten erklärte sich Palt; es könne sich frei und selbständig verwalten und würde gegen jede aufgezwungene Vereinigung aufs äußerste kämpfen.

Die Bezirkshauptmannschaft Krems wollte den Gemeinden den Anschlußgedanken schmackhafter machen, indem sie darauf hinwies, daß sich nach der Statthaltereikundmachung vom 20. Juli 1901 Haindorf mit Langenlois und nach der Statthaltereikundmachung vom 19. September 1905 sich Weinzierl mit Krems freiwillig vereinigt haben. Sie hat aber die unverhohlene Stimmung des Volkes bald erkannt und beantragte am 6. November 1905 mit Zahl 647/7-B, bevor sich noch alle Gemeinden geäußert hatten, entgegen dem Willen der Gemeinden sehr weitgehende Zusammenlegungen, weil dies der Landtag und die Statthalterei wünschten. Die Gemeinden wurden in 3 Gruppen geteilt, eine enthielt die Orte, über deren Zusammenlegung gar nicht mehr verhandelt werden sollte, eine andere, deren Zusammenlegung weniger wichtig, aber sehr erwünscht wäre,

und eine dritte, die erst in letzter Linie behandelt werden sollte.

Die erste Gruppe beantragt den zwangsweisen Zusammenschluß in 15 Fällen. Krems und Stein sollen wegen der vollen Verbauung zu einer Gemeinde vereinigt werden. Ober- Unter-Rohrendorf sollen wegen der Verbauung und der gleichen Pfarre und Schule zusammengeschlossen werden. Landersdorf soll einfach verschwinden und mit Krems oder Rohrendorf verbunden werden, weil es nicht die erforderliche Leistungsfähigkeit hat. Ober- und Unter-Loiben, die die gleiche Pfarre und Schule haben, wären zu „Loiben“ zu vereinigen und würden dadurch leistungsfähig. Hofamt und Emmersdorf wären wegen der gemeinsamen Pfarre und Schule zu vereinigen. Elsarn am Jauerling wäre aufzuteilen; die Katastralgemeinde Povat-Thurn hätte zu Trandorf, Elsarn zu Mühldorf zu kommen, worüber schon Verhandlungen im Gange sind. Aigen am Göttweigerberg soll wegen der Verbauung, der gleichen Pfarre und Schule an Furth angeschlossen werden. Mitter- und Ober-Arnsdorf sollen zu Arnsdorf a. d. D. vereinigt werden. Ober- und Unter-Bergern sollen künftig „Bergern“ bilden. Elsarn im Straßertal, Diendorf am Walde und Wiedendorf sollen zusammengezogen werden. Nieder- und Ober-Grünbach mit je zwei Katastralgemeinden sollen zur Gemeinde „Grünbach im Feld“ zusammenschmelzen. Gföhl soll Jaidhof in sich aufnehmen. Senftenbergeramt wäre in seine zwei Katastralgemeinden zu zerlegen. Meislingeramt soll mit Ober-Meisling die Gemeinde „Meisling“ bilden. Senftbergeramt wäre an Senftenberg anzugliedern; das wäre eine nützliche Korrektur der Gerichtsbezirksgrenze Gföhl — Krems und wegen der neuen Kremstalstraße aus Verkehrsrücksichten zu empfehlen.

Die zweite Gruppe bringt 18 Vorschläge, deren Verwirklichung weniger wichtig, aber auch sehr erwünscht wäre. Es sollen vereinigt werden Krumau a. K. und Preinreichs, Rastefeld und Peygarten, Marbach und Grimbach, Allentzgschwendt und Jeitendorf, Ladings und Ebergersch mit Lichtenau, Scheitz, Taubitz und Felling, Rehberg und Imbach, Stratzing und Gneixendorf, Priel und Droß, Reith und Mollands, Schönberg und Schönberg-Neustift, Mauternbach und Mautern, Steinaweg mit Furth-Aigen, Rossatz mit Rührsdorf, Geyersberg und Schenkenbrunn, Marbach und Fels, Gr.-Heinrichschlag und Lobendorf. Weißenkirchen, das seit 15. Juli 1874 zum Kremser Bezirk gehört, wäre an den Spitzer Bezirk zurückzustellen und mit Joching zu vereinen.

Die dritte Gruppe mit 11 Anträgen wäre erst in letzter Linie zu behandeln. Hier wird die Vereinigung folgender Ortschaften empfohlen: Seeb, Litsch- und Wurftalgraben und Reittern, Lichtenau, Brunn am Wald und Pallweis, Groß-Motten, Moritzreith und Rastbach, Ostra und Reichaueramt, Stixendorf, Nöhagen und Wein-

ziert am Wald, Paudorf und Höbenbach, Hollenburg und Krustetten, Angern, Thallern, Ober- und Tiefenfucha, Rantenberg und Mödelsdorf, Gossam und Zintring. Etsdorf soll Engabrunn in sich aufnehmen und dafür Diendorf a. K. und Kammern zu Hadersdorf kommen. Gut am Steg wäre zu teilen, die Katastralgemeinden Oberndorf, Mitterndorf und Benking wären zu Maria Laach, Gut am Steg zu Spitz und Vießling zu Mühldorf zu ziehen. Die drei Katastralgemeinden der Ortsgemeinde Schwallenbach wären dem Markt Aggsbach anzugliedern.

Auch Vereinigungen, die eine Änderung der Gerichtssprengel zur Folge hatten, wurden beantragt. Die Katastralgemeinde Senftenbergeramt sollte vom Gerichtsbezirk Gföhl an den nach Krems kommen, Weißenkirchen von Krems nach Spitz und Wagram a. d. Tr. von Mautern nach Herzogenburg, weil alle Verkehrsbeziehungen zur nahen Bahnstation Traismauer drängen.

Nach allen diesen vorgeschlagenen Änderungen würde die Bezirkshauptmannschaft Krems nicht mehr wie bisher 129 Ortsgemeinden, sondern nur mehr 78 zählen u.zw. nach den Gerichtsbezirken Gföhl 23, Krems 14, Langenlois 15, Mautern 10 und Spitz 16.

Bezirksweise Übersichten aus 1905 ergaben folgenden Stand: Der Gerichtsbezirk Gföhl hatte 37 Ortsgemeinden und 57 Katastralgemeinden (3 Märkte, 39 geschlossene Dörfer, 14 Orte mit zerstreuten Häusern), 2393 Häuser, 323 km² Flächenausmaß, 14.223 Einwohner und eine Bevölkerungsdichte 44 für den km². Der Gerichtsbezirk Krems hatte 25 Ortsgemeinden und 40 Katastralgemeinden (3 Städte, 4 Märkte, 32 geschlossene Dörfer und 1 Ort mit zerstreuten Häusern), 2931 Häuser, 169 km², 28.400 Einwohner und eine Bevölkerungsdichte von 166. Der Gerichtsbezirk Langenlois hatte 21 Ortsgemeinden und 36 Katastralgemeinden (9 Märkte, 26 Dörfer und 1 Ort mit zerstreuten Häusern), 2639 Häuser, 173 km², 16.852 Einwohner und eine Bevölkerungsdichte von 95. Der Gerichtsbezirk Mautern hatte 23 Ortsgemeinden und 32 Katastralgemeinden (1 Stadt, 3 Märkte, 27 geschlossene Dörfer und 1 Ort mit zerstreuten Häusern), 1485 Häuser, 149 km², 10.048 Einwohner und eine Bevölkerungsdichte von 67. Der Gerichtsbezirk Spitz hatte 23 Ortsgemeinden und 72 Katastralgemeinden (8 Märkte, 61 geschlossene Dörfer und 3 Orte mit zerstreuten Häusern), 1592 Häusern, 182 km², 9831 Einwohner und eine Bevölkerungsdichte von 54.

Von 1894 bis 1905 wurden im Gerichtsbezirk Gföhl folgende Umgemeindungen durchgeführt: Ostra und Reichaueramt wurden 1878 an Krems abgetreten. Die Buchberger Waldhütten wurden 1871 von Tautendorf an Stiefern im Bezirk Langenlois abgetreten. Moritzreith und Pallweis waren bis 1880 bei Raspach. Preinreichs war bis 1887 bei Krumau a. K. Tautendorferamt war bis 1877 bei

Wolfshoferamt.

Im Gerichtsbezirk Krems gab es folgende Änderungen: Haitzen-
dorf kam 1870 vom Bezirk Kirchberg a. Wagram zu Krems, Wei-
ßenkirchen 1874 vom Bezirk Spitz nach Krems und Ostra und Rei-
chaueramt 1877 von Gföhl nach Krems. Eselstein wurde 1870 von
Weinzierl ausgeschieden und an Krems - Hohenstein angeschlossen
und einnumeriert. Der Ort besteht also nicht mehr. Donaudorf, frü-
her selbständig, kam 1857 nach Theiß.

Im Gerichtsbezirk Langenlois gab es folgende Veränderung:
Engabrunn, Hadersdorf und Kammern kamen 1870 vom Gerichts-
bezirk Kirchberg a. W. nach Langenlois und im gleichen Jahr Elsarn,
Straß und Wiedendorf vom Gerichtsbezirk Ravelsbach nach Langen-
lois, 1874 kam Etsdorf von Kirchberg, 1875 Diendorf a. W. von Ra-
velsbach und 1871 die Buchberger Waldhüten von Gföhl nach Lan-
genlois. Langenlois und Haindorf wurden 1901 vereinigt, See war
bis 1890 bei Langenlois.

Im Gerichtsbezirk Mautern gab es von 1849 bis 1905 keine Än-
derungen in der Gemeindeeinteilung.

Über den Gerichtsbezirk Spitz werden folgende Änderungen
vermerkt: Weißenkirchen wurde 1874 an Krems abgegeben, Povat
war bis 1871 bei Tautendorf. Schwallenbach mit Groisbach, Kö-
fering und Willendorf war bis 1870 bei der Gemeinde Spitz.

Die ganze Eingemeindungsaktion endete im Bezirk Krems völ-
lig ergebnislos, obwohl sie der Landtag betrieb und die Statthal-
terei sowie die Bezirkshauptmannschaft kräftigst unterstützten.

Zunächst wollte man die Eingemeindungen durch freie Ent-
schließungen der Gemeinden erreichen, ließ aber gleichzeitig deut-
lich durchblicken, daß Eingemeindungen, wie man sie sich auf dem
grünen Tisch vorstellte, durch ein Landesgesetz erzwungen werden
würde, wenn sich die Gemeinden dazu nicht freiwillig entschließen
sollten. Dies geschah im alten kaiserlichen Österreich, in dem die
„Untertanen“ vor einem Landesstatthalter und einem Bezirkshaupt-
mann einen gewaltigen Respekt hatten. Es geschah aber auch in
diesem Österreich, daß es niemals wagte, Eingemeindungen gegen
den Willen der Gemeinden zu diktieren. Die ganze Aktion schief
ein und die Akten wanderten in die Registraturen und Archive.

Diesen Mißerfolg hätte man sich ersparen können, wenn man
sich das Projekt besser durchdacht und die Volksseele besser ge-
kannt hätte. Schon die Behauptung, die Gemeindebildung im
Jahre 1849 sei ohne leitenden Gedanken und ohne Rücksicht auf
praktische Verwaltungsbedürfnisse ziel- und prinzipienlos durchge-
führt worden, ist ein leicht hingeschriebene, falsche und ungerechte
Behauptung. Es ist eine bekannte menschliche Eigenart, daß man im
Hochgefühl des Fortschrittes mitleidig auf die Menschen früherer

Zeiten blickt. Aber man kann getrost sagen, daß die Menschen des Jahres 1849 für ihre Zeit genau so klug waren, wie die Menschen des Jahres 1905 es für ihre Zeit waren. Für erstere war die Schaffung der Gemeinden etwas ganz Neues. Sie konnten dies nur nach den Gegebenheiten und Möglichkeiten ihrer Zeit tun, in der es noch kein ausgebautes Straßennetz, keine Eisenbahnen und keine Industrie bei uns gab. Die Gemeinden konnten sich nur aus den alten Herrschaftsverbänden heraus bilden, innerhalb deren die Untertanen seit Jahrhunderten eine Gemeinschaft mit engen wirtschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen unter einem Herrn bildeten.

Nach mehr als einem halben Jahrhundert mit einer gewaltigen Entwicklung, die erst als wirklicher Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit auf dem Land angesehen werden muß, und nach den Erfahrungen in der Verwaltung durch 5 Jahrzehnte mußte man die Situation im Jahre 1905 anders beurteilen.

Das Projekt der Gemeindezusammenlegung hätte auch von der psychologischen Seite her gesehen werden müssen. Jeder Mensch und auch jede Gemeinde legt auf Selbständigkeit und Unabhängigkeit einen großen Wert. Die Projektierer hätten nicht vergessen sollen, daß es sich um „freie“ Gemeinden handelte und daß jede von Natur aus auf ihren Nutzen bedacht ist. Man wundere sich nicht darüber, daß einzelne Gemeinden bereit waren, andere Gemeinden in ihren Verband aufzunehmen, wenn sie dabei ihre beherrschende Stellung beibehielten und durch den Zuwachs an Geltung, Ansehen und materiellem Gewinn Nutzen hatten. Man muß es aber auch verstehen, daß sich die Gemeinden gegen eine Vereinigung zur Wehr setzten, wenn sie einen wirtschaftlichen Schaden befürchteten und ihre Selbständigkeit, ja sogar ihren Namen verloren. Verschlucken und verschluckt werden sind eben ganz verschiedene Dinge.

An Änderungen in der Gemeindeeinteilung oder Bezirkszugehörigkeit traten nach 1918 folgende Fälle ein:

1922 wurde die Ortsgemeinde Tautendorferamt in die zwei Ortsgemeinden Unter- und Ober-Tautendorferamt geteilt.

Als mit Wirksamkeit vom 1. Juli 1923 der Gerichtsbezirk Mautern aufgelöst wurde, kamen alle Gemeinden rechts der Donau zum Gerichtsbezirk Krems mit Ausnahme der zwei Ortsgemeinden Mitter- und Ober-Arnsdorf, die dem Gerichtsbezirk Spitz zugeteilt wurden.

Die Ortsgemeinde Wagram a. d. Tr. kam 1926 vom Gerichtsbezirk Krems zum Gerichtsbezirk Herzogenburg.

Im Gerichtsbezirk Langenlois wurde 1927 die Katastralgemeinde Gottsdorf mit Plank am Kamp zusammengeschlossen.

Die Katastralgemeinde Vereinigter Waldkörper am Manhartsberg verschwand 1932 durch Vereinigung mit der Katastralgemeinde Freischling.

Die Katastralgemeinde Kronsegg wurde 1937 mit der Katastralgemeinde Schiltern vereinigt.

Am 20. Juli 1938 schuf der Nationalsozialismus durch Diktat die Gemeinde Groß-Krems, in dem ihr folgende Gemeinden eingegliedert wurden: Stein, Mautern, Mauternbach, Palt, Furth, Thallern, Ober- und Unter-Rohrendorf, Landersdorf, Gneixendorf, Stratzing, Rehberg und Imbach. Mit 31. Dezember 1947 wurde Groß-Krems aufgelöst, aber Stein, Rehberg und Landersdorf blieben weiter bei Krems. Unseres Erachtens wäre es angezeigt gewesen, die Bevölkerung zu befragen, ob sie mit der Vereinigung weiterhin einverstanden sei.

1953 kam die Ortsgemeinde Albrechtsberg mit den dazugehörigen Katastralgemeinden Attenreith, Eppenberg und Gillaus vom Gerichtsbezirk Ottenschlag zum Gerichtsbezirk Krems und 1956 kam die Katastralgemeinde Zierings-Ottenstein von der Ortsgemeinde Heinrichs im Gerichtsbezirk Allentsteig zur Ortsgemeinde Peygarten im Gerichtsbezirk Krems.

WAS EINE STAMMTAFEL ERZÄHLEN KANN

Die Geschichte einer alten Waldviertler Bauernfamilie Von Heinrich Hengstberger, Krems

Stammtafeln oder Stammbäume größeren Umfanges sind meist nur von Herrscherhäusern oder vom Hochadel bekannt. Es sei bloß die Stammtafel des Hauses Habsburg-Lothringen erwähnt, die bis 1918 alljährlich dem N.Ö. Amtskalender beigelegt war und alle Mitglieder des Kaiserhauses ab 1708 abstammungsmäßig anführte.

Vielfach wird die Stammtafel, auch Stammbaum genannt, mit der Ahnentafel verwechselt. Es sei daher der Unterschied zwischen diesen beiden Darstellungen kurz klargelegt. Die Stammtafel beschränkt sich auf die Abkömmlinge im Mannesstamme, also auf sämtliche Träger des Stammesnamens sowie deren Ehegattinnen und geht vom Stammvater aus. Die Ahnentafel hingegen fragt nicht allein nach den Stammesverfahren gleichen Namens, sondern ebenso nach den mütterlichen Vorfahren und tastet sich über beide Elternteile und über deren Elternpaare (4 Großeltern) zu den 8 Urgroßeltern, den 16 Alteltern, den 32, 64, 128 Ahnen usw. vor. Solche Listen wurden, wie erinnerlich, in der deutschen Ära für den Nachweis der „arischen Abstammung“ benötigt und angelegt.

Wie hier, beobachtet man auch bei den Vorarbeiten zur Anle-

gung einer Stammtafel die gleiche Vorgangsweise, indem man aber immer nur die väterlichen Vorfahren erfaßt. Ist man beim letzten erreichbaren Vorfahren, dem Ahnherrn, angelangt, so stellt man, von diesem ausgehend, nach abwärts seine Kinder, männliche und weibliche, fest, von diesen nimmt man jedoch nur die männlichen Nachkommen in die Tafel auf. Solche Stammtafeln werden auch als „Stammbäume“ bezeichnet, weil in früherer Zeit die Darstellung der Stammesgeschichte baumförmig erfolgte. Da der Baum von unten nach oben wächst, erscheint hier der Stammvater nicht oben, sondern unten am dicksten Stamm, häufig mit dem Stammeswappen, und aufwärts folgen die jüngeren Generationen, wobei sich Äste und Zweige seitwärts strecken und die jüngsten Sprossen als äußerste Blätter grünen. Diese sinnvolle poetische Auffassung des Stammeschicksals hatte einst auf die Gemüter der Humanisten tief gewirkt. So sprechen wir heute noch vom „Stamm“ und seinen „Sprossen“ und teilen „Äste“ und „Zweige“ ab. Die künstlerische Formgebung des Baumes scheidet jedoch an der unmöglichen Aufgabe, das Bild eines gesund wachsenden Baumes wortreich zu beschriften. Hierbei wird jede künstlerische Absicht zunichte, wenn der Stammbaum durch Nachträge auf dem laufenden gehalten werden soll. Bei aller Würdigung des Baumvergleiches ist doch die nüchterne sachliche T a f e l dem S t a m m b a u m vorzuziehen.

Der Vollständigkeit halber sei auch noch die S i p p s c h a f t s t a f e l erwähnt, die lediglich die vier Großeltern und deren sämtliche Nachkommen, eheliche wie uneheliche, erfaßt. Die Geschlechterreihen werden untereinander dargestellt, und die Abstammung durch entsprechende Verbindungslinien gekennzeichnet.

Mancher blickt mit einem gewissen Neid auf die stolzen Stammbäume alter Adelsgeschlechter, die oft bis ins ferne Mittelalter zurückreichen. Hierbei wird aber übersehen, daß schließlich alle Familien gleichmäßig uralte sein müssen. Allerdings erhielten die bürgerlichen und bäuerlichen Familiennamen verhältnismäßig spät, meist erst zu Beginn der Neuzeit und teilweise noch später feste bleibende Formen, außerdem wurde mit der Anlegung und Führung von Kirchenbüchern, den wertvollsten und ergiebigsten Quellen für die Familienforschung, meist erst im 17. Jahrhundert begonnen, zudem sind viele von diesen genealogischen Urkunden sowie zahlreiche alte Herrschaftsgrundbücher in der Zeit des verheerenden 30jährigen Krieges zugrunde gegangen. So kommt es auch, daß Stammtafeln aus bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen nur selten zu finden sind.

Mir ist es aber trotzdem auf Grund meines in fast 50jähriger Forschungsarbeit gesammelten Materials gelungen, die Stammtafel von einem alten Waldviertler Bauerngeschlecht, meiner Fa-

milie, anzulegen, die 13 Generationen umfaßt und bis in die Zeit der Entdeckung Amerikas (um 1500) zurückreicht.

Diese in Form und Größe einer Schullandkarte angelegte Tafel hat eine Breite von drei Metern und eine Höhe von 140 cm. Für jeden Abkömmling ist ein kleines Rechteck vorgesehen; die Felder für die weiblichen Nachfahren sind zum Unterschied von den männlichen an den Ecken abgekantet. Diese Vierecke enthalten außer dem Taufnamen die Geburts- und Sterbejahre sowie darunter den Zeitpunkt der Verehelichung. Von der Ehefrau, deren Taufname in ein an das Rechteck des Gatten angefügtes Dreieck gefaßt ist, wird auch ihr Mädchenname angeführt. Die Stammtafel enthält 615 Namensträger Hengstberger unter Einschluß von 132 Ehegattinnen. Durch neun Farben mit Mustervariationen sind sämtliche Geburtsorte von einander unterschieden. Es ergeben sich 40 verschiedene Ortschaften, in denen Hengstberger geboren wurden: Felling (mit 108 Stammesgeburten), Weikertschlag (68), Taubitz (51), Loiwein (45), Lobendorf (29), Spielleithen (23), Rabenhof (19), Lichtenau (17), Krems (12), Wurschenaigen (12), Dankholz (11), Seeb (10), Wien (9), Wimpassing (9), Nöhagen (8); ferner mit einer geringeren Anzahl von Stammesgeburten als 8 die Orte: Droß, Eisengraberamt, Gföhl, Goßam, Grafenschlag, Groß-Heinrichschlag, Groß-Nondorf, Groß-Reinprechts, Gotthartsschlag, Gschwendt, Himberg, Klein-Heinrichschlag, Klosterneuburg, Königsbach, Krumau a. K., Maigen, Ober-Meising, Ottenschlag, Singenreith, Steyr, Traunstein, Vießling, Weinzierl a. W., Weißenkirchen i. d. W., Zwettl. — Von den 483 Nachkommen waren 262 männlichen, 217 weiblichen und 4 unbestimmten Geschlechts (totgeboren). Fast in jeder Geschlechterfolge scheinen Zwillingsgeburten, insgesamt 8, auf, uneheliche Geburten ergaben sich 31. — Für jeden Abkömmling habe ich außerdem eine eigene Karteikarte angelegt, die weitere lebensgeschichtliche Daten enthält. Erwähnen möchte ich noch, daß ich einen großen Familienzweig aus dem Kamptal und Umgebung, von dem ich lediglich die Nachfahren aus dem letzten Jahrhundert kenne, und einen Zweig in Graz, wohin der in Felling Nr. 13 geborene Josef H. um 1840 als Schneider abgewandert ist, abstammungsmäßig noch gar nicht erfassen konnte.

Der nach dem oben bezeichneten Vorgang an Hand der Kirchenmatriken und Grundbücher festgestellte Ahnherr der Familie, Wolfgang „Henngstperger“, ist im Urbar der Herrschaft Rappottenstein vom Jahre 1556, das in Blockfließ verwahrt wird, als Bauer in Traunstein genannt. Dieses Grundbuch wurde anlässlich des Verkaufes der Herrschaft errichtet und verzeichnet außer den Namen der Grundholden auch die Orte (237 an der Zahl), aus denen die Herrschaft Einkünfte bezog. Darunter werden auch Felling und

Weikertschlag genannt, wo in der Folgezeit Hengstberger in ausgedehntem Maße, wie oben erwähnt, sesshaft wurden. Da diese Orte zur gleichen Herrschaft gehörten, war eine Abwanderung dorthin mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden, denn bei einem Ausscheiden aus dem zuständigen Herrschaftsbereich mußte ja die Zustimmung der Grundobrigkeit eingeholt werden. Im erwähnten Urbar kommt auch der Siedlungsname „Hengstberg“ vor, in der Nähe von Traunstein, unweit des Hengstberges im Weinsberger Wald gelegen. Im oberösterreichischen Mühlviertel befindet sich in der Gemeinde Aich (Gerichtsbezirk Prägarten, pol. Bez. Freistadt) ein Bauernhaus Hengstberg, das um 1300 in einem Herrschaftsurbar als Hengstlehen bezeichnet und 1545 wieder genannt wird. Im Hausruckviertel (Gemeinde Eschenau, Ger. Bez. Peuerbach) wird im Jahre 1303 urkundlich ein Weiler „Hengstperg“ erwähnt und erscheint auch weiterhin mehrmals (1324, 1371, 1526) in Stiftsurbarien auf. Aus diesen nahegelegenen Gebieten könnten nun Hengstberger ins n.ö. Waldviertel zugewandert sein, da noch am Ausgange des Mittelalters und auch später häufig erfahrene Holzhauer aus dem Lande ob der Enns in unser Waldgebiet zur Rodung des Urwaldes berufen wurden. — Mit diesen Hinweisen sind die Zusammenhänge für die allfällige Entstehung des Familiennamens Hengstberger gegeben.

Es sei noch erwähnt, daß im Bauernkrieg 1595 ein Hengstberger aus dem Bezirk Peuerbach, O.Ö., als Führer genannt wird.

Um zu dem Stammvater Wolfgang Hengstberger und dem letztbekannten Familienstammsitze bei Traunstein zurückzukommen, möchte ich erwähnen, daß das Haus noch heute als stattlicher Bauernhof besteht, den ich im vergangenen Jahre besucht habe. Er liegt nordwestlich von Traunstein, links abseits der nach Schönau führenden Bezirksstraße, auf einer Anhöhe inmitten eines weiten Wiesengrundes, von dunklen Wäldern umrahmt. Besitzer ist seit 1846 durch drei Generationen die Familie Kitzler. Deren Vorgänger hieß Bock. Wenn man das schwer zu findende Einzelgehöft aufsuchen will, darf man nicht etwa nach dem Besitzer Kitzler fragen, denn dieser Name ist wenig bekannt, wohl aber der Hausname Hengstberger, der sich durch Jahrhunderte bis heute dort erhalten hat. An den dicken Grundmauern des Wohnhauses, die einen geräumigen Hof umschließen, fallen an ihrer Westseite Schießscharten auf, wie sie bei Burgen üblich waren; sie gehören zu einem schmalen Wehrgang, zu dem im Innern des Hauses eine steinerne Stiege hinaufführt. Das Haus konnte also bei feindlichen Überfällen wirksam verteidigt werden. — Im großen Obstgarten ist auf einem Granitblock ein uralter freistehender Backofen zu sehen, der aber heute nicht mehr benützt wird. Herr Kitzler, der „Hengstberger“,

ein weit über 80 Jahre alter Mann (derzeitiger Besitzer ist sein Sohn) erzählte mir, daß auf dem Hofe einst eine ausgedehnte Pferdezucht betrieben worden sein soll. Die mündliche Überlieferung weiß übrigens auch zu berichten, daß der Gutshof in alter Zeit ein Vorwerk der nahegelegenen Burg Anschau gewesen sein soll.

Es dürfte daher ein kurzer Rückblick auf die Geschichte dieser offenbar mit dem Hengstbergerhofe in Zusammenhang stehenden Bergveste, jetzt Burgstall, nicht unangebracht sein. Sie lag auf dem mächtigen, bewaldeten Felskogel, der sich nordwestlich von Traunstein, rechts von der Straße nach Schönbach, inselartig aus der Umgebung erhebt. In mittlerer Höhe zieht sich ein etwa drei Meter tiefer Graben herum, die Gipffläche hat eine unregelmäßige eirunde Form, das Innere ist schüsselartig vertieft, da rings am Rande mächtige Granitblöcke aufragen. An der West- und Südseite sind Reste einer Umfassungsmauer sichtbar.²⁾ Auf dem Berge wurden in jüngster Zeit, wie mir Einheimische erzählten, beim Streurechen Pfeile und Bogen gefunden, die angeblich nach Wien verkauft wurden. Gegen Westen ragt eine große Steinkanzel auf, die einen weiten Ausblick bis zum Weinsberg und der Arbesbacher Ruine gewährt. — Von 1209 bis 1273 saßen hier die Herren von „Anschowe“, ein Zweig des Geschlechtes der Starhemberg. Im Jahre 1296 wurde die Burg von Herzog Albrecht I. zerstört, weil der Besitzer Konrad von Summerau ein Führer des aufständischen Adels war.³⁾ Wahrscheinlich wurde die Burg nicht mehr aufgebaut, sondern schon vor 1371 als landesfürstliches Lehen den Dachsbergern auf Rappottenstein verliehen. In den Lehensbriefen der Besitzer dieser Herrschaft erscheint der „Burgstall Antschaw“ noch bis 1624.⁴⁾ Achaz Freiher von Landau besaß 1584 in Traunstein 86 Holden, bei denen auch die einst hieher gehörigen Untertanen inbegriffen waren.⁵⁾ Das Anschauer Gebiet wurde 1427 an Hans von Neudegg vergeben. Dieser zog es zum Gute Albrechtsberg a. d. Gr. Krems, Leopold von Neudegg aber verkaufte es vor 1498 dem Kaspar von Rogendorf, der es zu Ottenschlag gab.⁶⁾

Im Gasthofe Huber zu Traunstein ist ein sich über eine ganze Seite des Tanzsaales erstreckendes Wandgemälde zu sehen, das im Vordergrund einen Ritter (offenbar Herzog Albrecht I.) mit Gefolge und im Hintergrund die Burg Anschau zeigt. Das Gemälde, aus neuerer Zeit stammend, trägt die Aufschrift: „Durch Albrecht I. zur Zeit der Empörung 1296 zerstört.“

Von dem Ursitz der Hengstberger, Hengstberg, heutige Ortsbezeichnung Schönau Nr. 4, dürfte um 1600 ein Sohn des Wolfgang, Blasius, nach Weikertschlag bei Purk abgewandert sein, denn im Traunungsbuche der Pfarre Kottes findet sich unterm 24. Dezember 1626 folgende Eintragung:

„Burkh. Der Jung geseel Daniel Hengstperger von Weigatschlag weillandt deß Erbaren Mans Blasii Hengstpergers seeligen hinterlassener Son Nimbt die tugentsame Junkhfrau Salome Baurin weillandt deß Erbarn Mans Viti Bauer seelig von Voltzschlag hinterlassene Tochter.“

Daraus geht hervor, daß im Jahre 1626 Daniel, ein Sohn des damals bereits verstorben gewesenen Blasius Hengstberger, in Weikertschlag bei Purk ansässig war. — Eine weitere Bestätigung hierfür gibt das Grundbuch der Göttweiger Pfarrherrschaft Brandhof (bei Mühldorf), wohin das Dorf Weikertschlag untertänig war. Aus dieser Urkunde ist zu entnehmen, daß das Haus in Weikertschlag Daniel anlässlich seiner Heirat erworben haben dürfte, da es noch im Jahre vorher einen anderen Besitzer hatte.

Auf einem anderen Hause des Ortes scheint 1625 ein Michael Hengstberger mit seiner Gattin Gertraud als Besitzer auf, ebenso sind in Spielleithen und in Gotthartsschlag bereits Hengstberger grundbücherlich als Besitzer eingetragen. Laut Trauungsbuch der Pfarre Kottes heiratete im Jahre 1619 Matthias Hengstberger, Sohn des Jörg von Gotthartsschlag, die Wittib Susanna Schwärzl aus Voitsau. Die Sippe Hengstberger war also schon um 1600 im Pfarrgebiete von Kottes ziemlich weit verbreitet.

Daniel hatte 5 Kinder, von denen 3 Söhne in Weikertschlag 19 Nachkommen aufweisen. Der älteste Sohn Michael war viermal verheiratet, dem dritten Sohn Daniels, Urban, gebar seine ihm 1671 angetraute Gattin Eva Paur 8 Kinder, von denen Georg (1683—1735) den Weikertschlagler Stamm durch fünf Generationen fortführte; mit dem letzten dieses Stammes, Josef (1855—1918), der nach Rabenhof geheiratet hatte, starb die männliche Linie in Weikertschlag aus. Das Stammhaus daselbst (Nr. 4) ging nach dem Tode Leopolds (geb. 1766, gest. 1815) infolge Wiederverehelichung seiner Gattin Magdalena geb. Rosenmayr im Jahre 1817 auf Michael Murth über; die weiteren Besitzer sind Wolf und Fröschl und ab 1930 bis heute Josef Schweighofer.

Äste vom Weikertschlagler Stamm gingen nach Spielleithen (1809), Rabenhof (1881, 1886), und Zweige von diesen nach Groß-Nondorf (1916), Ottenschlag (1920) und Königsbach (1924).

Ein Ururenkel des Ahnherrn Wolfgang namens Michael (1673—1721) heiratete im Jahre 1699 Maria Magdalena Legat in Felling (Nr. 3); dieser Hof wird schon 1499 unter dem Besitzer Clement als zur Pfarrherrschaft Meisling gehörig erwähnt,⁷⁾ dessen Besitznachfolger Veit Khain (1570), Georg Grueber (1620) und Thomas Legat (1655) waren. Michael Hengstberger wurde in Felling der Stammvater von 108 Nachkommen seines Namens, Michaels gleichnamiger Sohn ehelichte im Jahre 1738 Elisabeth Seltenheim in Tau-

bitz, wo deren Nachkommenschaft im Mannesstamme auf 51 anstieg und noch heute besteht. Von dort bildeten sich Äste nach Droß, Eisengraberamt, Gföhl, Krumau a. Kamp und Wurschenaigen. Die Nachkommen des Fellingner Ehepaares Michael und Maria Magdalena besiedelten zu Felling im Laufe eines Vierteljahrtausends 7 Häuser, von denen aus sich Söhne in Loiwein (1810, 1844, 1849), Seeb (1841), Lichtenau (1829) und Nöhagen (1809, 1938) niederließen und von diesen Orten aus weitere Zweige in Krems (1864), Seeb (1874), Wimpassing (1898), Goßam (1902) und Wien (1911, 1938) bildeten.

Nicht uninteressant ist es auch, sich die Taufnamen näher anzusehen, die vor etwa drei Jahrhunderten in der Familie gebräuchlich waren; vielfach wurden damals den Täuflingen alttestamentarische Namen gegeben, wie dies heutzutage noch in England üblich ist. Ich erwähne hievon nur einige wenige: Adam, Daniel, Simon, Eva, Salome, Sabina, Magdalena, ferner andere heute weniger gebräuchliche Namen, wie Blasius, Urban, Apollonia, Justina, Kunigunde, Susanna. Für die Namenswahl war meist der Tagesheilige mitbestimmend, oder es wurden Namen bedeutender Vorbilder oder berühmter Zeitgenossen gewählt; so wurde der um 1640 geborene Sohn des Daniel und der Salome, Urban, offenbar nach dem damals regierenden Papst Urban VIII. (1623—1644) getauft, jenes Kirchenfürsten, der den Physiker Galilei wegen seiner Lehren verdammt hat.

Wie wir den vorstehenden Ausführungen entnehmen konnten, ist die Anlegung einer Stammtafel, eines „Stammbaumes“, keine bloße Spielerei oder, wie manche spöttelnd sagen, „Baumkraxlerei“, sondern bietet dem Familienforscher für seine Arbeit eine wichtige Unterlage, und das Ergebnis dieser Arbeit, die Familiengeschichte, hat einen besonderen Wert für die Lokal- und Heimatgeschichte sowie für die Kultur- und Rechtsgeschichte.

Die von mir angefertigte Familienstammtafel befindet sich in der Gemeindestube zu Felling Nr. 3, meinem Geburtshause. Wer von den Heimatfreunden sich für die Tafel interessiert, ist zur Besichtigung herzlichst eingeladen. Bürgermeister Franz Hengstberger ist gerne bereit, sie den Besuchern zu zeigen und nötigenfalls zu erklären.

Ich brauche wohl nicht besonders hervorzuheben, daß die Aufstellung einer Stammtafel in größerem Umfange eine recht mühevollere Arbeit ist, sie bedeutet viele Fahrten in die einzelnen Pfarrorte und umfassende Studien in den größeren Archiven und hiebei hunderter, ja tausender Notizen und Auszüge, bis das Ganze gestaltet ist. Gerade die Vorarbeiten hiefür sind der schwierigste Teil der Aufgabe. Doch die Liebe zur Familie und Heimat und die

Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen erleichtern die Arbeit. Es bietet einen eigenartigen Reiz, vom Bekannten ins Unbekannte vorzustoßen und die gefundenen Familienglieder in die Stammtafel einzufügen. Eine große Freude ist es auch, mit den Vorfahren selbst zu verkehren, indem man in den alten, oft kaum lesbaren Urkunden sie selbst sprechen hört von ihren Leiden und Freuden, von ihren Mühen und ihren stolzen Erfolgen.

Möge meine Arbeit Gleichgesinnte zur Nachahmung anregen und dadurch wertvolle Bausteine schaffen für die Geschichte unserer engeren Heimat, des Waldviertels, und im weiteren Sinne des ganzen Vaterlandes.

QUELLEN- UND LITERATURHINWEISE

Die Kirchenmatriken der für die einzelnen Orte zuständigen Pfarren;
der Maria Theresianische Kataster 1751/52;
der Josefinische Kataster 1786/87;
der Franziszeische Kataster 1824.

- 1) Julius Strnadt, Zur Geschichte Oberösterreichs, in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, Bd. O.Ö. und Salzburg, S. 93.
- 2) H. P. Schad'n, Die Hausberge und verwandten Wehranlagen in N.Ö. III. Hauptstück, S. 31.
- 3) Link, Annales Zweiflenses, I, 508.
- 4) Geschichtl. Beilagen VI, 313, 316, 323.
- 5) Schloßarchiv Ottenstein.
- 6) Notizenbl. 1859, 77; Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. phil. hist. Klasse 1851, 530.
- 7) Hofkammerarchiv Wien.

WIE ALT IST DIE PFARRE LANGSCHLAG ²⁾

Von Rupert Hauer

Im Jahre 1209 hatte Ernst von Traun in „Langslage“ eine Kirche gebaut, sie mit dem Notwendigen versehen und sie dem Bistum Passau übergeben. Bisher wurde diese Nachricht sowohl von der österreichischen Kunsttopographie ¹⁾ wie auch von Plessner ²⁾ auf Langschlag bei Groß-Gerungs bezogen. Neuestens vertritt Hans Wolf eine andere Ansicht. „Ist diese Pfarrgründung“, so schreibt er, ³⁾ „tatsächlich auf dieses Langschlag zu beziehen, dann muß die Pfarre bald nach ihrer Gründung wieder eingegangen oder mit der Pfarre Gerungs zusammengelegt worden sein. Denn sie erscheint später nicht mehr, weder urkundlich noch in den Pfarrverzeichnissen des 14. und 15. Jahrhunderts. Dagegen war Langschlag immer Filiale (mit Seelsorgebezirk) von Gerungs, nicht einmal ein Vikariat. Von 1431 ist wohl öfter von einer Langschlager Pfarre die Rede, es handelt sich aber immer um die Filiale, die zeitweilig einen eigenen Priester hatte. Im 16. Jahrhundert ist sogar von zwei Pfarren die

Rede, der Pfarrer nennt sich nach Gerungs und Langschlag, so 1571: „In beiden Pfarren als Gerungs und Langschlag hat ein jeder Pfarrer durchaus den Drittelzehent.“ Dies würde dafür sprechen, daß die 1209 zu Langschlag gegründete Pfarre später mit der Pfarre Gerungs zusammengelegt wurde. Dagegen spricht aber eine Reihe wichtiger Umstände. Zunächst ist in der Pfarrerrichtungsurkunde von 1209 eindeutig von einer ursprünglichen Errichtung die Rede. Die Pfarre Langschlag bei Gerungs konnte aber nur aus der Pfarre Gerungs abgezweigt worden sein, ansonsten Groß-Pertholz, durch den Langschlager Sprengel von Gerungs geschieden, nicht hätte Vikariat dieser Pfarre sein können. Bei gleichen Zehentverhältnissen in allen drei Sprengeln besaß der Pfarrer von Gerungs überall den Drittelzehent. Dazu kommt noch, daß die Pfarrgründung von 1209 auf Traunstein bezogen werden muß, wofür alle Umstände sprechen: Besitzgeschichte, Zeit der Erschließung, die spätere Stellung und der Name des Pfarrgründers. Dabei bedeutet der Name des Pfarrortes keinerlei Schwierigkeiten, denn er tritt in diesem Raum mehrere Male auf und kann leicht durch einen anderen, der den Gründer festhält, verdrängt worden sein (siehe Traunstein). Auch das St.-Stephanspatrozinium der Kirche zu Langschlag ist kein Argument für die Pfarrgründung 1209 zu Langschlag, da der Umbau der Kirche durch den Pfarrer von Gerungs 1526—39 von der Bauhütte zu St. Stephan in Wien ausgeführt wurde (G.B. IX., S. 169), was ein Grund für einem Patroziniumswechsel zu Gunsten des hl. Stephans gewesen sein könnte.“ Und unter Traunstein schreibt Wolf bündig: „Auf Langschlag bei Groß-Gerungs kann die Pfarrgründung nicht bezogen werden, da dort eine Pfarre bis 1784 nicht nachweisbar ist.“

Die Auffassung Wolfs ist eine Konstruktion, der das solide Fundament fehlt. Was zunächst die Patroziniumsfrage anbelangt, so fehlt für einen solchen Wechsel jeder feste Anhaltspunkt. Es ist überhaupt nicht zutreffend, daß die Wiener Bauhütte „den ursprünglichen Bau ganz durch eine spätgotische Hallenkirche ersetzt“ habe.) Der Baubefund widerlegt diese Behauptung. Dieser besagt nämlich, daß damals in ein älteres, also romanisches Schiff ein spätgotisches Gewölbe auf zwei Säulen eingesetzt wurde. Von den drei Doppeljochen dieses Gewölbes ist nämlich ein Paar, und zwar das vordere, schmaler als die anderen, so daß die vorderen Rippen nicht an der Wand aufsitzen, sondern in die Wand sozusagen hineingeschoben, also verkürzt sind. Die Erscheinung kann man auch an anderen Kirchen beobachten, z.B. in Unser Frau, Waldenstein, Groß-Haselbach und auch in Groß-Gerungs, nur sind hier wegen des schmalen restlichen Raumes die Rippen des letzten Jochpaares verlängert. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt darin, daß es sich eben darum handelte, in einen gegebenen Raum, der nicht auf

eine bestimmte Anzahl von Jochen abgepaßt war, ein gotisches Gewölbe einzusetzen. Niemand wird einem Baumeister, am wenigsten der Wiener Bauhütte, zumuten, daß er eine solche Verkürzung eines Bauteiles im Plane vorgesehen habe. Es handelt sich also in Langschlag nicht um einen völligen Neubau des 16. Jahrhunderts und es war daher kein Grund, das Patrozinium zu ändern.

In der Pfarrkirche zu Langschlag steckt also zweifellos eine romanische Anlage und schon deshalb liegt kein Grund vor, an der Pfarrgründung von 1209 zu zweifeln.

Nicht besser steht es mit der Annahme, daß Traunstein ursprünglich Langschlag geheißen habe, daß aber dann der Name Traunstein aufgekommen sei, der auf den Ortsgründer hinweise, und daß daher die Pfarrgründung von 1209 auf dieses zu beziehen sei. Es fehlt dafür jeder noch so bescheidene Anhaltspunkt; denn wenn der Name Langschlag in diesem Raume auch mehrere Male auftritt, so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß auch Traunstein einmal so geheißen hat.

Daß Langschlag in den Pfarrverzeichnissen des 14. und 15. Jahrhunderts fehlt, ist richtig; es fehlen aber in denselben auch andere Orte, die damals zweifellos Pfarren waren. Das beweist, daß diese Verzeichnisse eben nicht absolut verläßlich sind. So fehlt im Lohnsdorfer Verzeichnisse (ca. 1390) auch Martinsberg. Dagegen wird im Jahre 1431 berichtet, daß Bruderndorf zur Pfarre Langschlag gehöre³⁾ und 1455 belehnt König Ladislaus den Jörg Prantner mit Gülten zu Langenschlag, Mitterschlag und Kespach, „alle gelegen in Langenschlager Pfarre.“⁴⁾ Das ist die klare Sprache der Quellen und nichts berechtigt dazu, aus der „Pfarre“ einfach eine „Filiale“ zu machen. Wenn Langschlag zur Zeit der Reformation als Filiale von Groß-Gerungs erscheint, so steht es damit keineswegs allein da, sondern in zahlreicher Gesellschaft. Auch Traunstein, das übrigens erst 1361 als Pfarre nachweisbar ist, wurde um 1390 als Filiale von Martinsberg angesehen und ist 1629—1636 mit Rappottenstein vereinigt.⁵⁾

Aber selbst in der Reformationszeit tritt der Pfarrcharakter von Langschlag deutlich genug hervor, so, wenn 1571 Pfarrer Georg Walcher zu Gerungs in einem Zehentregister sagt: „In beiden Pfarren als Gerungs und Langenschlag hat ein jeder Pfarrer durchaus den Drittelzehent.“⁶⁾ Das heißt doch wohl nichts anderes als daß der Pfarrer von Gerungs eben da den Drittelzehent hat, der Pfarrer von Langschlag dagegen in Langschlag. Das ist die rechtliche Lage. Und wie kann der Pfarrer von Gerungs von „beiden Pfarren“ sprechen und so Langschlag als gleichrangig neben Gerungs stellen, wenn es nur eine Filiale ist? Daß 1571 der Pfarrer von Gerungs beide Pfarren versehen hat, die letztere als zeitwei-

lige Filiale, ändert nichts an dem Pfarrcharakter von Langschlag.

Im Jahre 1602 beklagte sich der Abt Udalrich von Zwettl über Johann Wilhelm von Zelking auf Rastenberg, der auch Groß-Schönau besaß, daß dieser die dortigen Untertanen des Klosters zu den protestantischen Predigern in seinen Pfarren Gerungs, Langenschlag und Bertholds schicke.⁹⁾ Und schließlich erscheint 1624 Peter Shierl als „würcklicher Pfarrer“ zu Langschlag.¹⁰⁾

Daß Langschlag erst so spät nach der Reformation, nämlich erst 1784 wieder aufgerichtet worden ist, schafft die Tatsache der Pfarrgründung von 1209 nicht aus der Welt und es teilt dieses Schicksal mit einer ganzen Reihe anderer Pfarren.

Was die Besiedlung dieses Gebietes anbelangt, so geschah dieselbe, worauf Lechner hingewiesen hat,¹¹⁾ im Anschlusse an Oberösterreich und von dort her. Es weist nichts darauf hin, daß das Pfarrgebiet von Langschlag zwischen Gerungs und Pertholz hineingeschoben wurde, indem es von Gerungs abgetrennt worden sei. Es ist vielmehr so, daß Langschlag als Siedlung älter ist als Gerungs und Pertholz. 1209 ist Langschlag bereits Pfarre, Gerungs dagegen erscheint erst 1295 als solche,¹²⁾ also um hundert Jahre später, hat aber dann Langschlag überflügelt, weil in Gerungs bei der Gründung des Ortes die Burg gebaut wurde. Es spielte sich hier derselbe Vorgang ab, den man auch anderswo beobachten kann. So bestand nachweisbar 1197 die Pfarre in Alt-Weitra, während die heutige Stadt Weitra überhaupt noch nicht bestand. Um 1205 baute Hadmar II. von Kuenring eine neue Burg und legte damit den Grund zur Stadt Weitra, aber erst 1270 erscheint dort der erste Pfarrer.¹³⁾ Die Entwicklung der neuen Gründung ging rasch vor sich, so daß dort wohl um 1250 eine Pfarre errichtet wurde. Alt-Weitra aber blieb Pfarre und erscheint als solche noch um 1390 und Patron ist der Pfarrer von Weitra. Diese Pfarre wurde allerdings dann im Laufe der Zeit durch das Aufkommen der marianischen Wallfahrt in Unser Frau dorthin gezogen. So war der Vorgang ohne Zweifel auch im Gebiete von Langschlag — Gr.-Gerung. Das ist umso wahrscheinlicher, als die Urkunde von 1209 bestimmt, daß das Gebiet, das dort noch urbar gemacht würde, zur Seelsorge ebenfalls nach Langschlag gehöre. Es war also noch unbesiedeltes Land da und somit die Möglichkeit zu Neugründungen gegeben. Es ist also Gerungs zweifellos die jüngere Gründung und die Errichtung der Pfarre daselbst kaum vor 1250 anzusetzen. Damit ist die Lage des Pfarrgebietes von Langschlag zu denen von Groß-Gerungs und Groß-Pertholz hinlänglich geklärt: Die Pfarrgründung von 1209 bezieht sich tatsächlich auf Langschlag bei Gerungs. Dieses und Groß-Pertholz sind spätere Gründungen. Der wirtschaftliche und

zeitweise auch der kirchliche Schwerpunkt hat sich im Laufe der weiteren Entwicklung nach Groß-Gerungs verlagert.

Langschlag kann also mit Fug und Recht im Jahre 1959 das 750-jährige Bestehen der Pfarre und den 800-jährigen Bestand des Ortes begehen; denn ca. 50 Jahre wenigstens mag es wohl in den meisten Fällen gedauert haben, bis es in einer Neugründung zur Errichtung einer Pfarre kommen konnte.

LITERATURNACHWEISE:

¹⁾ Österr. Kunsttopographie VIII, 246 — ²⁾ Gesch.Beil. XI, 412 — ³⁾ Erläuterungen zum histor. Atlas der österr. Alpenländer, II. Abt., 6. Teil, S. 280, Anm. 2 u. S. 296 (Wien, 1955, Akad. d. Wissensch.) — ⁴⁾ Österr. Kunsttop. VIII, 246 — ⁵⁾ Gesch.Beil. XI, 413 — ⁶⁾ Notizenblatt der hist. Commission der Akademie d. Wiss., Wien. Bd. IV, 239 — ⁷⁾ Plesser - Groß, Heimatkunde des polit. Bez. Pöggstall, S. 301 (Zwettl, 1928, Neugebauer) — ⁸⁾ Gesch.Beil. XII, 621 — ⁹⁾ Link, Annal. Clarav. II, 523 — ¹⁰⁾ Gesch.Beil. XII, 622 — ¹¹⁾ Ed. Stepan, Das Waldviertel VIII/II, S. 93 — ¹²⁾ Gesch.Beil. XII, 247 — ¹³⁾ Heimatkunde des Bez. Gmünd, 2. Aufl. Gmünd 1951, S. 420 ff.

ZUR GESCHICHTE DES ZIEGELOFENS IN STEIN A. D. D.

Von Dr. Heinrich Rauscher

Für Stein ist schon 1628 ein Ziegelofen im Reisperbachtal nachgewiesen, doch sind darüber keine Nachrichten erhalten. Anscheinend machte ihm der Schwedeneinfall 1645 ein Ende. Stein mußte nun die Ziegel aus Krems oder aus Orten an der Donau oberhalb der Stadt beziehen.

Am 29. Dezember 1714 machte Oswald Mayreck im Stadtrat den Vorschlag, vor dem Reispertor einen eigenen Ziegelofen zu errichten. Er bemerkte: Der Magistrat wird sich noch erinnern, daß früher einmal im Reisperbachtal ein Ziegelofen war, und er fragte, ob es nicht gut sei, dort wieder einen solchen zu errichten; die Stadt brauche zum Aufbau der öden Häuser viel Ziegel und könne mit dem Ziegelverkauf auch ein Geschäft machen.

Dieser Vorschlag fand Zustimmung und schon im Jänner 1715 hielt man einen Lokalausweis, um den Platz für einen Ziegelstadel und einen Ziegelofen festzusetzen. Der Bau wurde bald in Angriff genommen und die Stadt ließ „zum glücklichen Anfang und Vollendung dieses neuen Gebäuß eine heyl Mes bey dennen Wohl Ehrwürdigen PP. Minoriten lesen“. Im Ratsprotokoll vom 15. Oktober 1715 heißt es, der Ziegelstadel und der Ziegelofen seien fertig. Wenn in Zukunft Mangel an „lämb“ (Lehm) zu befürchten sei, solle man schon jetzt vorsorgen und vom Pfleger von Achleuten Franz Anton von Ottl seine beim Ziegelstadel und Ofen liegenden 4 Viertel

Weingärten eintauschen, da sich 2 Viertel schon senken. Über den Zweck des Ziegelofens heißt es nun, er sei deshalb errichtet worden, daß die Bürgerschaft die öden Häuser erheben und leichter im baulichen Zustand erhalten könne. Weil man aus ihm keinen Nutzen ziehen, sondern nur das allgemeine Wohl erreichen will, werden die Ziegel fast um die eigenen Kosten verkauft.

1716 wurde für den Ziegelbrenner um 51 fl 4 kr ein Ziegelhäusl neu erbaut, das später die Nummer 173 erhielt. Als Ziegelmacher wurde Paul Stummer von Droß aufgenommen, mit dem man folgende Vereinbarung schloß: Für das Machen und Brennen von 1000 Mauer- oder Gewölbeziegel soll er 1 fl 30 kr erhalten, für ebensoviele Pflasterziegel 2 fl und für Dachziegel 3 fl. Ferner soll er statt des Löschratens jedesmal 1 fl und jährlich zu Martini 6 Maß Wein bekommen. 1743 brannten der Ziegelofen und der Ziegelstadel ab und der Ziegelofen wurde zunächst nur mit Läden verschalt. Am 12. August 1757 riß nach einem großen Wolkenbruch das Wasser den Ziegelstadel weg, dessen Herstellung 100 fl erforderte. 1781 gab die Stadt für Bauarbeiten am Ziegelofen 87 fl 15 kr aus. Der Ziegelofen war eine bescheidene Anlage, was man aus seinen Jahreserzeugnissen entnehmen kann. Es wurden u.a. hergestellt: 1132 Dach-, 4025 Pflaster- und 108.188 Mauerziegel (1743), 2952 Dach-, 3700 Pflaster- und 121.513 Mauerziegel (1744), 25.000 Stück allgemein mit einem Brand (1766), 63.300 (1780) und 61.500 (1782). Deutlich kann man merken, wie nach dem Aufbau der Öden die Ziegelerzeugung zurückging.

Zum Ziegelbrennen benötigte man beträchtliche Holzmengen, so 298 Klafter (1716 und 1717), 168 Klafter zu je 1 fl 54 kr, d.s. zusammen 319 fl 12 kr (1724). Ein Kreisamtszirkular vom 13. Mai 1766 gestattete für 1000 Ziegel nur 5½ Klafter Holz und verwies bei Mehrbedarf auf die Verwendung von Steinkohlen.

Als Abnehmer sind zumeist Bürger genannt, die billigere Preise zahlten, besonders wenn sie Öden aufbauten. 1749 zahlten für 1000 Ziegel die „Inwendigen“ 5 fl 30 kr, „Auswendige aber 6 fl oder 1767 6 fl bzw. 7 fl, für Pflasterziegel gar 9 fl.

Als „auswendige“ Ziegelabnehmer finden wir in den Kammeramtsrechnungen die Minoriten in Stein mit 21.000 Stück (1718) und 20.400 (1754—56), die Englischen Fräulein in Krems zum Bau ihres Gebäudes mit 8000 Ziegeln, die Kremser Dominikaner mit 11.500 Stück (1758). Zum Bau der Dampfsäge und Holzwarenfabrik durch den Wiener Johann Schubert in Stein gegenüber dem Strafhaus lieferte der Gemeindeziegelofen Mauerziegel zum Preise von 23,50 fl für 1000 Stück (1872).

Bei der Untersuchung der finanziellen Gebarung durch den Grafen Gaisruck im Jahre 1745 wurde festgestellt, daß nach einem

10jährigen Durchschnitt der Ziegelofen mit einem Abgang von 174 fl 33³/₄ Kreuzer abschließe. Der Stadt wurde daher befohlen, besser zu wirtschaften oder den Ofen an einen Ziegelmacher zu verpachten, was auch zeitweise geschah. Kurz vor 1848 übernahm die Stadt den Ziegelofen wieder in Eigenregie und so blieb es weiterhin, bis der Betrieb nach rund 200jährigem Bestand eingestellt wurde. 1930 wurde der Ziegelofen abgebrochen.

ELEGIE AUF EINE GEFÄLLTE ALLEE

Herz, wappne dich, am liebvertrauten Wege
zu schau'n den Greuel grausamer Verwüstung,
vollführt erbarmungslos mit Axt und Säge,
wie du's vernahmst mit schmerzlicher Entrüstung.

Wo einst sich wölbten dämmergrüne Kronen
in den Arkaden, die Natur sich schuf,
nun nicht mehr die Dryaden traulich wohnen;
hier klingt kein Lied mehr, jauchzt kein Vogelruf.

Verwüstet, kahl und öd und leer die Stätte,
von der soviel des Lieben, Holden schied.
Es tönt wie Klage einer Amorette
des Singschwans wehmütiges Abschiedslied.

Maria L a s t u f k a

DIE ALTE DORFLINDE IN ST. WOLFGANG

Bis zu dem von einem orkanartigen Sturm heimgesuchten 2. August des Jahres 1958 hatte das Dörfchen St. Wolfgang, im oberen Waldviertel gelegen, den Vorrang, ein seltenes Naturdenkmal, eine uralte Linde als Wahrzeichen zu besitzen, ein Prachtexemplar an Schönheit, Mächtigkeit und Wohlgestalt.

In der Herzmitte des Dorfes, auf einem kleinen Anger, der im Laufe der eingebrochenen nüchternen Zeit durch zwei verunzierende Nützlichkeitsobjekte, und zugunsten der vorüberführenden Straße beträchtlich geschmälert wurde, wölbte sich der Riesenbaum in greiser Ehrwürdigkeit und doch stattlicher Rüstigkeit empor — ein Ahnengruß aus weit entlegener Zeit.

Schon der Standplatz kennzeichnete die alte Linde als besonderes Eigenmal des Dorfes. Die stattlichsten Ortsgebäude, stockhoch,

umgeben sie: der herrenmäßige Pfarrhof mit seinen Vorgärten, das Wirtshaus „Zur Linde“, das neue Schulhaus. Diese alle überragte die Gemeindelinde in ihrer gewaltigen Größe und breitete ihre weitausgreifenden Äste schirmend über sie aus. In ihrer Höhe kam die himmelanstrebende Linde der auf steil abfallender „Leithen“ thronenden Kirche gleich, die, ein majestätischer Bau mit einem imposanten Stiegenaufgang, ihr zur wirkungsvollen Folie diente.

Die alte Linde hatte ihre Vergangenheit, ihre traulich anheimelnde Romantik, ihre innigen Reize und Geheimnisse. Eine naturhafte Mystik umwob sie.

Das Harfen des Windes in ihrer Blätterkuppel klang wie geheimnisvoll eigenartige Musik, das Blättergewispel im grünen Laubgewölbe schien von Gefühlswellen durchzittert, als hätte in dem uralten Baume ein Herz geschlagen. Und hatte die Linde nicht in getreuer Freud- und Leidgemeinschaft die Geschicke des Dorfes und seiner Bewohner seit Ur-urgroßväterzeiten geteilt?

Kindstau- und Hochzeitsfreude, Kirtalust und Festjubiläum bei sonstigen frohen Anlässen, aber auch Trauer und Leid hatte sie gesehen und miterlebt. Nach altem Brauch machten Leichenzüge bei ihr Halt, um den Dahingegangenen noch ein Lied zu singen, und auch der Baum rauschte seinen Abschiedsgruß. Hier sammelten sich, Abschied nehmend, die zum 1. Weltkrieg Einberufenen, begleitet nicht nur von ihren Familien-, sondern auch von allen Dorf- und Gemeindeangehörigen.

Unter der Linde pulsierte zu meiner Kinderzeit, die sechs Jahrzehnte zurückliegt, reges Leben — alltägliches und mitunter außergewöhnliches. Einst schlug ein Scherenschleifer unter dem schattigen Laubdach seinen Karren mit dem großen Schwungrad auf und vollführte unter sausendem Drehen, mit dem Fuße dabei unablässig tretend, seine Arbeit. Ein anderesmal kamen Rastelbinder, Pfannen- und Kesselflicker und trugen unter der Linde zusammen, was sie von Haus zu Haus an Reparaturbedürftigem gesammelt hatten. Am schönsten war es, wenn im Dorfe Plachenwagen erschienen und Geschirrhändler oder gar Zigeuner unter der Linde kampierten. — Zu jeder Zeit aber war hier der Sammelplatz der Dorfjugend, die damals zahlreicher war als heute. In munterem Treiben tummelten sich unter dem Baumriesen die Kinder und fanden für ihre Spiele hinter dem umfangweiten Stamme, zu dessen Umfassung mehrere ausgespannte Arme nötig waren, geschickte Verstecke. In liebenschuldiger Lustigkeit umkreisten ihn die Kleinen im Ringelreihen nach alten Volksreimen. Buben erkletterten die unter der Linde damals aufgestellten Turnstangen und -leitern und erprobten ihre Gewandtheit, wozu den Mädchen zwei Schwebebäume Gelegenheit boten. Diese langen, erhöhten waagrechten Balken wurden auch als

Sitzplätze benützt. Kleinkinder, aus geflochtenen bauchigen Kinderwagen oder Holzwägelchen herausgehoben, machten auf dem Rasen ihre Gehversuche und lachten oder schrien, wenn sie hinpurzelten. Zur Linde zog es aber auch die Erwachsenen. Sonntag nachmittags, nach der kirchlichen Segenandacht kamen Mütter, mit ihren Kleinsten auf dem Arm, hier zu gemütlichem Plausch zusammen. An milden Abenden genossen die Dorfbewohner da nach getanem Tagewerk eine friedliche Feierabendrast. Gern saß auch das Jungvolk hier, lachend und schäkernd. Die Alten fanden unter dem alten Baum ein behagliches Ausruhplätzchen und ließen sich in der leise raunenden Gründämmerung traumselig zurückversetzen in vergangene Zeiten. So war die Linde allen lieber Freund und Trautgesell. In ihrem Umkreis gedieh bodenständiges Volkstum.

Und ihre unterschiedliche Schönheitsentfaltung im Kreis des Jahres!

Jeden Frühling hub in der Krone der alten Linde ein fröhliches Sprossen, Grünen und Duften an. In unversiegter Kraft und Frische blühte der lebensstarke, jungalte Baum — eine wonnige Köstlichkeit und ein Ergötzen für naturfrohe Augen und Herzen. Zwischen den dichtgedrängten Blättern kamen tausend und abertausend goldene Blütenbüschel hervor und lockten mit ihrem Dufthauch honigsuchendes Insektengevälk an. In dem gastlich einladenden Laubpalaste fanden sich zahllose Bienen und Hummeln ein. Ihr Gesurr brauste in dem grünen Gezelt gleich dumpfen Orgelchorälen. Vielstimmiges jubelndes Lenzgezwitscher erscholl aus der zarten Belaubung.

War die Linde in ihrem Sommerschmucke eine einzigartige Zier, so leuchtete sie im Herbst goldvergilbt, weithin sichtbar, und vertreute ihr sinkendes Laub über das ganze Dorf.

Selbst in ihrer winterlichen Kahlheit gewährte sie ein Bild unvergleichlicher Schönheit, wenn der Rauhreif ihren Edelwuchs und das Ebenmaß der wunderbar verzweigten Krone bis ins feinste Filigran ihrer Verästelung zur prächtigen Geltung brachte. Allerliebste sah sie aus in winterlicher Vermummung, wenn Wülste flaumweißen Schnees ihr Astwerk und Gezweig bedeckten.

Die Linde war allen, die im Heimatraum mit ihr lebten, tief ins Herz gewachsen. Sie war ihr Baum, der Baum ihres Kinderlandes, der Inbegriff der Heimat überhaupt, von vertrauten Erinnerungen und schimmernden Träumen wie von goldenen Märchenvögeln umkreist. Sie war dem Dorfe zugehörig, mit ihm unlösbar verankert und zu einer untrennbaren Einheit verwachsen — daraus nicht wegzudenken.

Im jetzigen flachen Maschinenzeitalter, das die Menschen äußerlich bereichert, innerlich aber vielfach bankrott gemacht hat,

wird Traditionelles, Altes, Kostbares nicht mehr gewürdigt. So fand auch die mehrhundertjährige Gemeindelinde von St. Wolfgang, die aus gefühlslebendiger Vergangenheit den Nachfahren hinterlassen wurde, nicht mehr die ihr gebührende Wertschätzung, kaum noch Beachtung. Die Verbundenheit mit der Heimatlinde erlosch, wie die althergebrachten Gepflogenheiten. Umsonst verschwendete sich der alte Heimatbaum bis zu seinem Todessturz in reichster Fülle an seine Umwelt. All seine Schönheitswunder und Lieblichkeiten vermochten die Herzen nicht mehr in seinen Bann zu ziehen. Vergebens lockte er einladend und verband mit seinem zauberischen Hellsdunkel zu ruheschönem Verweilen und herzerquickendem Genuß. War man des Ahnenerbes, der uralten Linde, noch wert?

Naturgewalt hat sie hinweggenommen
aus seelenloser, herzensarmer Zeit.
Mit ihr ist traute Poesie verglommen.
Das ist der unbegriffene Entgleit.

Maria L a s t u f k a

BITTE DER SCHRIFTFLEITUNG:

Wer von den geschätzten Beziehern noch die Jahrgänge 1929 bis 1938 geschlossen oder auch in einzelnen Jahrgänge besitzt und zur Abgabe bereit ist, möge sie der Schriftleitung zum Kaufe anbieten.

Aus dem Inhalt:

P. Emmeram Ritter: Die graphische Kunst im Stifte Göttweig

P. Gregor Schweighofer: Mathias Sturmberger, ein Horner Bildhauer der Barockzeit

Dr. Heinrich Rauscher: Geplante Gemeindezusammenlegungen im polit. Bezirk Krems (1905)

Heinrich Hengstberger: Was eine Stammtafel erzählen kann.

Rupert Hauer: Wie alt ist die Pfarre Langschlag

Dr. Heinrich Rauscher: Zur Geschichte des Ziegelofens in Stein a. d. D.

Maria Lastufka: Elegie auf eine gefällte Allee

Maria Lastufka: Die alte Dorflinde in St. Wolfgang

**Für Volk und Heimat
arbeitet der**

WALDVIERTLER HEIMATBUND

**Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung
neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!**

Auch Du

förderst die heimischen
Schriftsteller als Mitglied der

Buchgemeinschaft Heimatland

Bisher sind erschienen.

- Band Nr. 1 Franz Schmutz-Höbarthen „Der Stieglitz“, Bunte Verse.
Band Nr. 2 Wilhelm Franke „Menschen am Wegesrand“, Erzählungen
Band Nr. 3 Karl Cajka „Der gläserne Ritter“, Märchen und Träume.
Band Nr. 4 Friedrich Sacher „Das Licht des Nachbarn“, Neue Erzählungen.
Band Nr. 5 Hans Giebisch „Geschichten und Legenden“.
Band Nr. 6 Walter Sachs „Die bewahrte Landschaft“.
Band Nr. 7 Franz Spunda „Frühlingsannalen“.
Band Nr. 8 Carl Julius Haidvogel „Vaterland“.
Band Nr. 9 Friedrich Wallisch „Die Nichte des Alkalden“.
Band Nr. 10 Karl Wache „Wiener Miniaturen“.

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 2140 — Gegründet 1900.

Lieferant des Lehrerhausvereines

TONMÖBEL und MÖBELWERKSTATTEN

E. SACHSENER, LANGENLOIS

**SPERR-, PANEEL-, RIEFEL-, LEDER-, EMAIL-, HOLZ-,
FASER-PLATTEN**